

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 80 (2000)
Heft: 12-1

Rubrik: Dossier : die Schweiz - eine Utopie?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tito Tettamanti,
geboren 1930, Dr. iur.
Rechtsanwalt, war Mit-
glied der Regierung des
Kantons Tessin. Er ist
Gründer und Haupt-
aktionär der Fidinam
Treuhandgesellschaft
und international als
Unternehmer im Immo-
bilien- und Finanzsektor
tätig. Ehrenpräsident
der Saurer AG. T. Tetta-
manti präsidiert den
«Verein Zivilgesell-
schaft», tritt des öfte-
ren als Teilnehmer an
Konferenzen und De-
batten auf und ver-
öffentlicht Beiträge in
Zeitungen und Fachzeit-
schriften. Er ist Autor
der Bücher «Welches
Europa?» (Zürich 1994,
Ammann) und «Manifest
für eine liberale Gesell-
schaft» (Zürich 1996,
Ammann).

«HERAUSFORDERUNG» UND «KLUFT»

Die Schweiz im Spannungsfeld von «Sein» und «Sollen»

Der «Verein Zivilgesellschaft» hat am 29./30. Oktober an einem Kolloquium im «Wolfsberg» in Ermatingen über das Thema «Die Schweiz – Eine Utopie?» debattiert. Während zwei Tagen hatten 130 Persönlichkeiten in fünf Arbeitsgruppen mit fünf Referenten und einer Plenarsitzung sowie in zahlreichen spontanen Gesprächen ausserhalb des Programms Gelegenheit zur Auseinandersetzung mit der Gegenwart und der Zukunft unseres Landes. Das Resultat eines derart vielfältigen Erfahrungs- und Meinungsaustausches lässt sich nicht in wenigen Sätzen zusammenfassen und zu einer Synthese vereinigen. Der Hauptzweck des Kolloquiums ist erreicht, wenn eine gegenseitige Bereicherung im Austausch verschiedener Ideen, Gefühle und Überzeugungen stattfinden konnte, wenn eine Debatte ausgelöst und weitergeführt wurde, welche in den verschiedensten Bereichen der Zivilgesellschaft eine Fortsetzung erhoffen und erwarten lässt.

Das Thema des diesjährigen Kolloquiums «Die Schweiz – eine Utopie?» hat nach den eidgenössischen Parlamentswahlen eine zusätzliche Aktualität erlangt, und verschiedene Deutungen und Reaktionen auf dem Hintergrund dieses Resultats, das auf eine zunehmende EU-Beitrittsskepsis hindeutet, lagen auf der Hand. War es ein Schritt zu mehr oder zu weniger Utopie und in welcher Hinsicht? Für die einen ist Utopie etwas Gutes, das Hoffnungen vermittelt und die Phantasie anregt, für die anderen wird Utopie mit Zeitverlust assoziiert, als intellektuelle Spielerei abseits der Realität und der konkreten Fragestellungen. Trotz unterschiedlichster Wahrnehmungen und trotz der Meinungsvielfalt unter den Teilnehmern, von Praktikern und Theoretikern aus den Bereichen Staat, Politik und Kultur sowie aus der Wirtschafts- und Arbeitswelt, meine ich, dass schliesslich doch eine Art «roter Faden» sichtbar bzw. spürbar geworden ist. Es sind zwei Begriffe, welche diesen «roten Faden» bestimmen: «Herausforderung» und «Kluft».

Herausforderung ist jenes Grundgefühl, das ungeachtet der individuellen Einstellung, der Lebenserfahrungen, ungeachtet in welcher Arbeitsgruppe debattiert wurde oder von welchem Referat man am meisten angesprochen war, für alle im Zentrum stand. Selbstverständlich ist dieser Zustand der Herausforderung nichts Neues, Unerwartetes, Einmaliges und auch nichts, das die Schweiz allein betreffen würde. Immerhin ist es ein Merkmal der heutigen Herausforderungen, dass sie unter verschiedenen Aspekten unser Land und seine Kultur in besonders ausgeprägtem Mass betreffen, weil sie vieles in Frage stellen, das bestimmten, traditionell verankerten Verhaltens- und Reaktionsweisen zuwiderläuft.

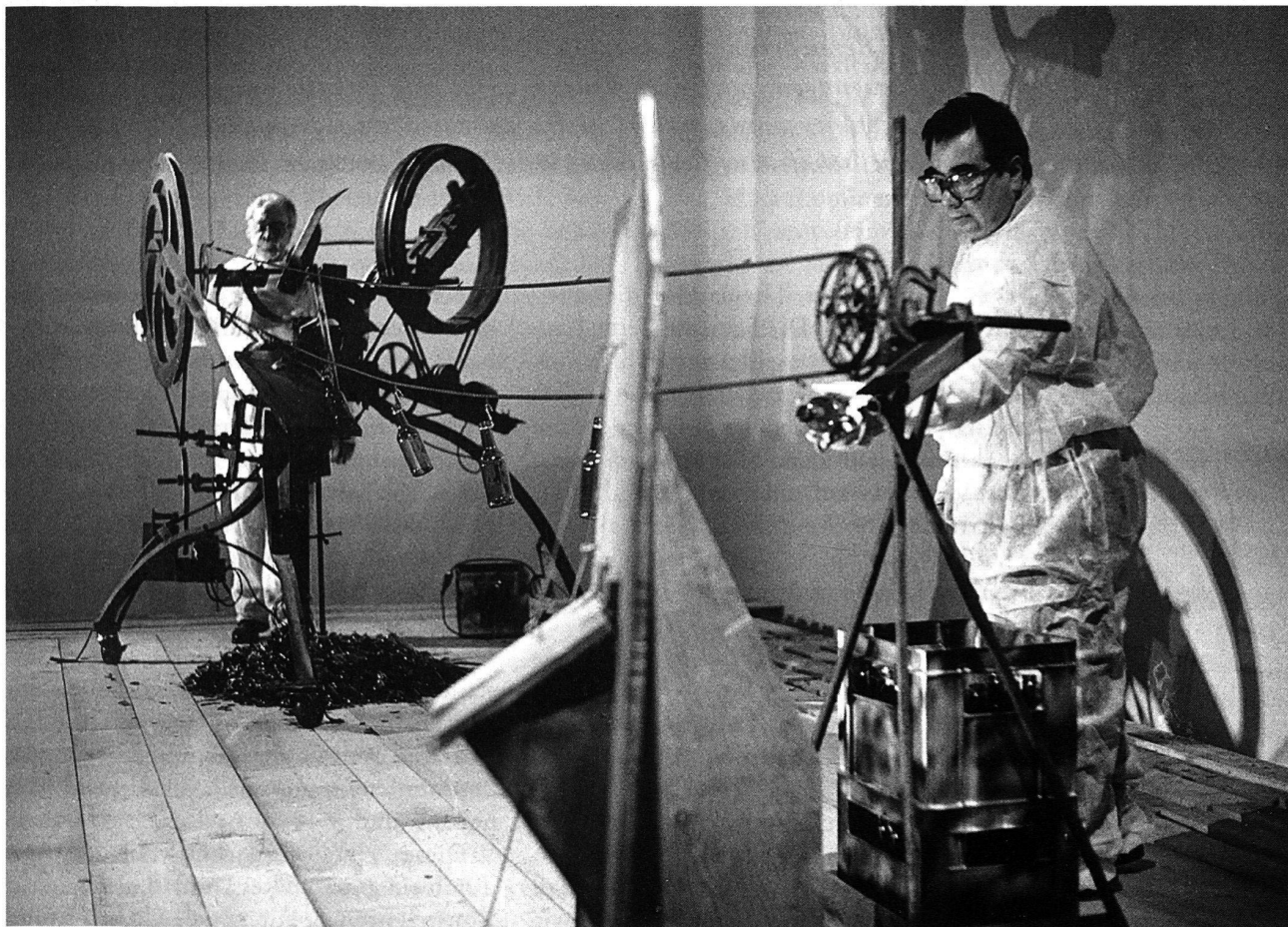
Diese Herausforderung der Schweiz durch ein gewandeltes Umfeld, durch neue Konstellationen mit neuen Chancen und Risiken, zeigte sich in allen Arbeitsgruppen, in der Gruppe I, welche über «Werte des Kleinstaats» diskutierte, in der Gruppe II, welche «Das Image der Schweiz in der Welt» zum Gegenstand hatte, in der Gruppe III, welche den Platz und die Rolle

der Schweiz in einer Welt der Supermächte und Superstaaten zu bestimmen versuchte, in der Gruppe IV, welche Wissen und Know-how als Rohstoff der Zukunft in den Mittelpunkt stellte und schliesslich auch in der Gruppe V, welche über die Zukunft des Finanzplatzes Schweiz in einer globalen Dienstleistungsgesellschaft reflektierte.

Wenn gelegentlich sogar der Begriff «Wiedererfindung der Schweiz» verwendet wurde, zeigt dies, dass es um mehr ging und um mehr geht als um eine Positionierung im Rahmen irgendwelcher Modeströmungen. Wir befinden uns im Übergang zu einer neuen Zivilisation, die gekennzeichnet ist durch die elektronische Vernetzung der Information und durch die neuen Möglichkeiten der Biogenetik. Dies hat auch tiefgreifende Folgen für unsere wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Institutionen, auch wenn der Wandel

Es gibt
in diesem
Land eine
Kluft zwischen
dem, was
wir gewohnt
sind und
dem, was
auf uns
zukommt.

nicht von einem Tag auf den andern vollzogen werden kann und manchmal in seiner ganzen Dramatik gar nicht wahrgenommen wird. Dass ein Staat wie die Schweiz mit Blick auf die Welt, in welcher sich dieser Wandel abspielt, seinen Anpassungsbedarf intensiv erlebt und ihn als Spannung zwischen verschiedenen Realitäten bzw. zwischen alten Idealen und neuen Realitäten deutet, erstaunt nicht. Es entspricht einem weit verbreiteten Gefühl, «wir dürften den Anschluss nicht verpassen»; denn in der Geschichte ist es immer wieder vorgekommen, dass ganze Länder, ja ganze Zivilisationen, welche den Anschluss an die weltzivilisatorische Entwicklung nicht schafften, ganz einfach verschwunden sind. Allerdings geschieht solches meist nicht in einem einzigen Schritt, und das «Wie» darf nicht bagatelisiert werden.



Diese Maschine entstand 1967 für Vision 67, den Zweiten Weltkongress über Kommunikation in einer sich verändernden Welt (Vision 67: Survival and growth. Second World Congress on Communication in a Changing World), der im Loeb Student Center der New York University stattfand. Am 19. Oktober 1967 präsentierte Jean Tinguely dort den etwa dreihundert Teilnehmern seine Maschine, die Bierflaschen zerknüllt. Die Aktion wurde eingeleitet von einer Sängerin und einem Saxophonisten. Der Musiker spielte Free-Jazz, sie rappte «too many tellyphones, too many cars, too many cigars, too many guns, too much of everything ...». Anschliessend wurde die Maschine in Gang gesetzt und zerschlug Bierflaschen, deren Reste ein lachender Chinese mit Schaufel und Besen weggutzte.

Rotozaza No. 2, 1967, Leihgabe. © Museum Jean Tinguely, Christian Baur (Photo).

Das zweite Stichwort ist, in Anknüpfung an bisher Dargelegtes, die Kluft, im Sinn eines Spannungsfelds zwischen «Sein» und «Sollen». Es gibt in diesem Land eine Kluft zwischen dem, was wir gewohnt sind und dem, was auf uns zukommt. Das Spannungsfeld existiert nicht etwa nur zwischen der Elite (aus der sich der Teilnehmerkreis zusammensetzte) und dem Volk, das für politische Weichenstellungen an die Urne gerufen wird. Das Spannungsfeld ist auch innerhalb der Eliten der Zivilgesellschaft spürbar. Sicher ist die Angst vor einer zu raschen Öffnung der Schweiz in der breiten Bevölkerung (sei es bei einer Mehrheit oder bei einer grossen Minderheit) noch manifester als unter den Intellektuellen. Aber auch dort gibt es die Einsicht, dass in einer Demokratie, in welcher sich die Meinungsbildung «von unten nach oben» abspielt, die Zurückhaltung vor einem zu raschen Tempo der Veränderung und Anpassung nicht einfach als Ausdruck von fehlender Reife und fehlendem Mut gedeutet werden kann. Die Kluft zwischen der «offiziellen Schweiz», welche ihre Integrationsbereitschaft nach aussen und innen deutlich signalisiert und denjenigen, welche in der offiziellen Schweiz und in den Medien nicht tonangebend sind, ist beachtlich. Angesichts solcher Spannungen und Klüfte zwischen verschiedenen Haltungen ist eine genaue Interessenabwägung unerlässlich. Der Dialog darüber muss weiter gehen, und zwar wenn möglich nicht aufgrund vorgefasster Meinungen, sondern aufgrund von realistischen Lagebeurteilungen und aufgrund eines neuen Konsenses, der sich am Ende und nicht am Anfang einer Debatte finden lässt. Es geht um nicht weniger als um das Weiterbestehen einer Nation, der es gelungen ist, verschiedene Kulturen zu in-

.....

*In einer
künftigen
Welt tritt
die Bildung
an die Stelle von
quantitativen
und materiellen
Kriterien, wie
Landfläche,
Bevölkerungs-
zahl und Bodenschätze.*

.....

tegrieren, ohne ihren eigenständigen Fortbestand zu gefährden. Die Welt tendiert nach grösseren Einheiten, ob es uns passt oder nicht. Die Frage ist nicht, *ob* dies stattfindet, die Frage ist, *wie* wir als Kleinstaat darauf reagieren können und wollen.

Wie können wir unsere Interessen am besten wahren? Zwischen Staaten gibt es, wie in der Debatte zu Recht bemerkt wurde, keine Freundschaft, sondern nur Interessen, aber eine intelligente Interessenwahrung versucht stets, gute Beziehungen zu pflegen und auszubauen.

Was hat die Schweiz an «Kapital» in diesen Prozess der Interessenwahrung einzubringen? Die Rolle, welche früher unsere Topographie, unsere Landschaften und Berge, unser Fleiss, unsere Neutralität, die innere Kohäsion und der soziale Frieden gespielt haben, wird zunehmend abgelöst durch die Bildung. Die Besten, d.h. die mit der besten Bildung und Ausbildung, werden die Zukunft am besten meistern. In einer künftigen Welt tritt die Bildung an die Stelle von quantitativen und materiellen Kriterien, wie Landfläche, Bevölkerungszahl und Bodenschätze. Wie schon in der Vergangenheit stehen wir vor der Herausforderung, den Nachteil fehlender Rohstoffe aus eigener Kraft zu überwinden. Dies ist dann möglich, wenn wir den Rohstoff der Zukunft, die Bildung, besser als die anderen ins Spiel bringen.

Den Herausforderungen dieses Wandels müssen wir uns stellen. Die Kluft zwischen dem, was wir gewohnt sind und dem, was auf uns zukommt, muss überbrückt werden. Das Spannungsfeld darf nicht zu gross bleiben. Eines steht dabei fest: Was wir brauchen ist ein Schwergewicht im Bildungsbereich. Dort darf kein einziger Tag und keine einzige Anstrengung verlorengehen. ♦

Europa: Jedes Monolithische, starr Schablonenhafte ist ihm fremd, und keine Feststellung ist hier zugleich wahrer wie unbestrittener als die, dass es das Wesen Europas ausmacht, eine Einheit in der Vielheit zu sein, weshalb denn alles Zentristische Verrat und Vergewaltigung Europas ist, auch im wirtschaftlichen Bereiche.

Wilhelm Röpke, in: *Europa in der Welt von heute*, Vortrag vor dem Handels- und Industrieverein Thun, Sonderdruck 1962.

Von Wilhelm Röpke sind zur Zeit aus den 1979 bei Paul Haupt herausgegebenen Ausgewählten Werken noch folgende Bände lieferbar:

Civitas Humana, 5. Aufl.; *Gesellschaftskrisis der Gegenwart*, 6. Aufl.; *Internationale Ordnung heute*, 3. Aufl.; *Mass und Mitte*, 2. Aufl. Lieferbar ist ferner: *Das Kulturideal des Liberalismus*, Klostermann-Verlag, Frankfurt a.M. 1947.

Walter Scheel,
geboren 1919, war
von 1961–1966 Bundes-
minister für wirtschaft-
liche Zusammenarbeit,
von 1968–1974 Partei-
vorsitzender der Freien
Demokratischen Partei
(FDP), 1969–1974 Aus-
senminister der Bundes-
republik Deutschland,
1974–1979 Bundes-
präsident.

DIE SCHWEIZ – VORBILD FÜR EUROPA?

Vor ein paar Wochen wurde in einer Gesprächsrunde des ZDF Sir Peter Ustinov gefragt, welchen Wunsch er denn für die europäische Entwicklung habe. Er antwortete sinngemäss: «Schauen Sie auf die Schweiz. Da gibt es die Deutschschweizer, die Welschschweizer, die italienisch sprechende Schweiz, die Rätoromanen. Alle diese Volksstämme mögen sich nicht besonders (er drückte es etwas stärker aus). Aber wenn die Schweiz angegriffen wird – wie auch immer –, dann stehen sie eisern zusammen für ihre Eidgenossenschaft. Daran sollten sich die Europäer ein Beispiel nehmen.»

Vielleicht wissen es gar nur wenige Schweizer. Wir haben uns schon sehr früh ein Beispiel genommen: Die deutsche Europa-Union hat ihr erstes umfassendes Programm, das vom Februar 1947 datiert, Wort für Wort von den «Leitsätzen» der schweizerischen Europa-Union abgeschrieben. Diese Leitsätze waren von einem «Besonderen Aktionskomitee» ausgearbeitet und bereits im Januar 1940 in der Schweiz beschlossen worden.

In dem ganzen, 18 Punkte umfassenden Text wurde nur ein einziges Wort ausgetauscht. Wo die schweizerische Europa-Union vom «Europäischen Bund» sprach, wählte die deutsche den Begriff «Europäische Union» und erweist sich damit rückblickend als ausgesprochen realistisch.

Heinrich Ritzel, der im Krieg der Generalsekretär der Europa-Union Schweiz war, hatte zusammen mit dem langjährigen Präsidenten der Europa-Union Schweiz, Gérard Bauer, 1940 das Buch «Von der eidgenössischen zur europäischen Föderation» herausgegeben.

Im Vorwort dazu schreiben die Verfasser: «Es gibt kein stärkeres realpolitisches Argument für eine europäische Föderation als die Tatsache der Schweiz. Nichts vermag den Glauben an eine solche Zukunft Europas mehr zu fördern als die Schweizer Geschichte.» Dies ist heute so richtig wie vor fast 60 Jahren.

Es ist kein Zufall, dass Winston Churchill vor über 53 Jahren seine berühmt gewordene Europa-Rede in der Aula der Universität von Zürich gehalten hat. Sein Vorschlag, die «Vereinigten Staaten von Europa» zu bilden und dass der «erste

Schritt zur Neubildung der europäischen Familie eine Partnerschaft Frankreichs und Deutschlands sein müsse», wirkte damals wie ein Schock, aber auch als anzustrebendes Ziel.

In einem hat er damals geirrt. Er sah die Rolle Grossbritanniens ausserhalb dieser kontinentalen Vereinigten Staaten von Europa. Was auf dem Wege bis heute geschehen ist, hat selbst sein visionäres Vorstellungsvermögen sich noch nicht vorstellen können. In dieser Rede hat er sich nicht nur als grosser Politiker bewiesen, sondern auch als Historiker und blenden-der Schriftsteller.

Er sagte damals unter anderem: «Dieser edle Kontinent, der letzten Endes die schönsten und kultiviertesten Gebiete der Erde umschliesst, ist die Heimat aller grossen Stammvölker der westlichen Welt. Er ist die Quelle des christlichen Glaubens und der christlichen Ethik. Wenn Europa einmal einträchtig sein gemeinsames Erbe verwalten würde, dann könnten seine drei- oder vierhundert Millionen Einwohner ein Glück, einen Wohlstand und einen Ruhm ohne Grenzen geniessen.» Dieses Leitbild eines kulturellen Europa, das Churchill damals gezeichnet hat, ist heute noch das Ziel allen Mühens.

Wir haben gemeinsame geistige Quellen, aus denen wir unsere Kraft schöpfen, die Antike, das Christentum, die Aufklärung. Wir haben eine gemeinsame, wechselvolle Geschichte, wir werden sicher ein gemeinsames Schicksal haben, für das wir auch Verantwortung tragen, um unserer Kinder willen.

Was nun die Entwicklung der Europäischen Union angeht, sollten wir hin-

gegen nicht unzufrieden sein. Es ist ja doch eine ganze Menge geschehen, auch im Verhältnis der Schweiz zur Union. Mit der Wahl des neuen Präsidenten der Kommission, *Romano Prodi*, ist erkennbar eine erfrischende Dynamik entstanden. Die Schweiz hat die 7 Sektorenabkommen unter Dach, so dass sie Anfang 2001 in Kraft treten können. Es ist aber unbefriedigend, dass, solange die Schweiz an den sie berührenden Entscheidungen der Nato, der VN, der EU, der G7 und G8 nicht direkt beteiligt ist, der umständliche Weg über bilaterale Kontakte gegangen werden muss. Es wäre sicher wünschenswert, die Entscheidung über eine Mitgliedschaft weiter mit Nachdruck zu verfolgen.

Die Berufung von *Javier Solana* zum Beauftragten der Europäischen Union für Aussen- und Sicherheitspolitik ist begrüssenswert, löst aber das fortbestehende Pro-

In der
Schweiz hat
man in der
Militärpolitik
jahrhundertlange
Erfahrung
mit mehr-
sprachigen
Streitkräften.

blem nicht. Die Aussenminister sollten darüber nachdenken, ob es nicht an der Zeit ist, die in den «Römischen Verträgen» für eine Wirtschaftsgemeinschaft entwickelten Organe jetzt – spät, aber noch nicht zu spät – dem ehrgeizigen Ziel einer Union anzupassen.

Die Regierungschefs haben eine begründete Scheu, darüber zu sprechen, dass eine Union, die alle Politikbereiche umfasst, demokratisch legitimer Organe bedarf, die die Aussen- und Sicherheitspolitik, die Währungs- und Finanzpolitik und vieles andere verantwortlich gestalten und umsetzen. Für eine weitere Entwicklung müsste der EU-Vertrag geändert werden. Eins ist sicher: Solange es den sogenannten «Europäischen Rat» gibt, die Runde der nationalen Regierungschefs, wird es keinen Fortschritt auf eine wirkliche Union hin geben.

Die Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien haben gezeigt, dass wir ohne die Vereinigten Staaten nicht handlungsfähig sind. Und: Schauen wir auf die Vereinigten Staaten! Man stelle sich vor, die USA würden von einer Runde der Gouverneure regiert. Dann würde ihr internationaler Einfluss schon bald auf das Niveau zurückfallen, das die Europäer haben und das sie so lange nicht vergrössern können, solange sie nicht zumindest als erstes dem Europäischen Parlament die vollen demokratischen Rechte geben, die einem Parlament zustehen.

Die Regierungschefs haben nach Maastricht und Amsterdam mit Recht grosses Gewicht auf das Subsidiaritätsprinzip gelegt, den jeweiligen Ebenen das zu lassen, was sie besser leisten können. Aber sie haben dieses Prinzip nur auf die Delegation nach unten bezogen. Aber nun gilt es, für die Aussen- und Sicherheitspolitik eine völlig neue Entscheidungsebene zu schaffen, die die Politik definiert, die dann in der Nato gleichwertig neben den USA zu vertreten wäre.

In der Schweiz hat man in der Militärpolitik jahrhundertlange Erfahrung mit mehrsprachigen Streitkräften. Ein Vollmitglied Schweiz in der Europäischen Union wäre gerade für die Entwicklung dieser wichtigen neuen Aufgabe ein unverzichtbarer Partner. Wie sagte *Peter Ustinov*: Schaut auf die Schweiz! ♦



Die Ballmaschine wurde erstmals 1967 in der Galerie Alexandre Iolas in Paris gezeigt. Die in ihrer Funktionsweise fast undurchschaubare Maschine verlangt das aktive Mitspielen der Besucher. In dieser Hinsicht steht sie beispielhaft für das, was Tinguely immer angestrebt hatte: Die Maschine als Ausgeburt schieren Nutzdenkens wird hier in ihr völliges Gegenteil verkehrt, indem sie allein dem Spiel als Gegenteil allen utilitaristischen Strebens dient. Insofern bildet sie ein Paradebeispiel für Tinguelys Auseinandersetzung mit der Schweiz als Wirtschaftsmacht und Horlogier par excellence. (Heinz Stahlhut)

Rotozaza No. 1, 1967, 220 x 410 x 230 cm, Leihgabe. © Museum Jean Tinguely, Christian Baur (Photo).

WIE ARISTOPHANES DIE SCHWEIZ ERFAND

1

2. Dezember 1991, Thornwood im Staat New York. Es regnet seit Tagen, es regnet in Strömen. Olivia, das Au-pair-Mädchen aus der Schweiz, steht am Fenster und glotzt in die nasse Welt hinaus. Kristie, das Baby, schreit immer noch. Olivia soll es hüten, aber nichts kann den Schreihals beruhigen, draussen pladdert der Regen, und Baby Kristie kräht, so geht es seit Tagen, seit ihrer Ankunft in Thornwood. Hie und da ein Strassenkreuzer, nur selten ein Mensch, fast immer mit Hund. Olivia hasst diese Strasse, die Allee, die Einfamilienhäuser, alle weiss, alle aus Holz, nicht ganz ungefährlich, würde ihr Vati sagen, zuviel brennbares Material. Vati kennt sich in solchen Dingen aus – zuhause, in Wettingen, steht sein Feuerwehrrhelm griffbereit auf der Hutablage, und in der Garderobe, gleich neben der Tür, hängt stets die schwarze, einen brandigen Geruch ausströmende Uniform. Olivia verbietet es sich, schon wieder auf die Uhr zu schauen, nichts scheint hier aufhören zu wollen, alles zieht sich in die Länge: der Regen, der Nachmittag, die Reihe der weissen Häuser, das Weinen von Baby Kristie und unten im Keller die Wäscheleine mit den tropfenden Windeln. Fishers, die Eltern von Baby Kristie, würden erst gegen Abend nach Hause kommen, beide mit braunen Papiertüten im Arm, Lebensmittel darin, Fertiggerichte, Olivia wird pummeliger von Tag zu Tag. Es prasselt jetzt. Und das Baby schreit, schreit lauter als je, schreit wie am Spiess. Im Spiegel der Fensterscheibe lächelt ein pausbäckiges Gesicht. Riecht es nicht nach Feuer? O ja, aber sie liebt diesen Geruch. Manchmal hing er am Morgen, wenn die kleine Olivia aufgestanden war, im Flur und im Badezimmer. Dann wusste sie: Es hatte in der Nacht wieder gebrannt, und ihr Vati, der Feuerwehrmann, war in seiner Uniform ausgerückt, um das Feuer zu löschen. Das Prasseln wird zum Knistern, aus dem Kinderbettchen quillt Rauch, jetzt ein Knall, ein Krosen, doch nach wie vor lächelt die in der Scheibe gespiegelte Olivia ihr pausbäckiges Lächeln. Baby Kristie hat sich endlich beruhigt.

2

Schön, wenn man Flügel hat. Sie sind nützlich und süss. Beispielsweise im Theater. Sollte das Trauerspiel zäh, dein Magen aber hungrig sein, fliegst du rasch nach Hause, nimmst dort ein Frühstück, dann flatterst du vollgestopft auf deinen Platz zurück. Und hast du Lust zum Scheissen, brauchst du es nicht ins Hemd zu schwitzen, drücks einfach raus und lass es fallen, als Vogel brauchst du kein Örtchen, dir gehört der ganze Himmel. Ja, schön, wenn man Flügel hat. Und ein Schnäbelchen! Kaum ist der Mann deiner Liebsten ausgeflogen, schwirrst du zu ihr, um sie kräftig durchzuvögeln, epopoi popopoo popopoi, io io ito, io io ito!

Was Sie eben gehört haben, stammt aus der Feder von Aristophanes, des frechsten und lustigsten Theatervogels der Geschichte. Goethe hat ihn den «ungezogenen Liebling der Grazien» genannt, Hugo von Hofmannsthal stellte ihn über Shakespeare und Mozart. Aristophanes überflog alle Grenzen, auch die des guten Geschmacks, auch die der Zeit – bis auf den heutigen Tag ist jede seiner Figuren, jede seiner Szenen so frisch, dass ihr die zweieinhalb Jahrtausende niemand anmerkt. Seine wohl berühmteste Komödie, «Die Vögel», wurde im März 414 vor Christus uraufgeführt, mitten im Krieg. Ein Jahr zuvor hatte Athen den Sizilianischen Feldzug begonnen. Es wollte endlich Sparta überflügeln und den ganzen Mittelmeerraum unter seine Fittiche nehmen. Alkibiades jedoch, der grosse Stratege, war zu Hause in Handel, Intrigen und Prozesse verwickelt, weshalb sein Feldzug mehr und mehr ins Stocken geriet. Da brachte Aristophanes «Die Vögel» heraus. Hoffegut und Ratefreund, zwei athenische Bürger, haben von ihrer Vaterstadt genug. Sie wandern zu den Vögeln aus, setzen Flügel an, allerdings nur leibliche, keine geistigen, ihr Denken bleibt athenisch. So reden sie den Vögeln ein, eine Luftstadt zu bauen, um von dort aus über die Götter und die Menschen zu herrschen. Schnatternd

fliegen die Vögel auf den Vorschlag der zwei Athener herein, und siehe da, der Plan gelingt, die Luftstadt entsteht. Sie wird von unüberwindlichen Mauern aus Vogelkot geschützt, heisst Wolkenkuckucksheim und schwimmt, eine Art antiker Artepilge, ziemlich genau zwischen den Menschen (unten) und den Göttern (oben).

3

1907 erscheint in Heidelberg die Schrift eines jungen Psychiaters: «Heimweh und Verbrechen». Darin stellt der Autor, Karl Jaspers, aufgrund von Fallbeispielen die These auf, dass Mägde und Knechte, die sich an fremden Orten verdingen mussten, auffällig oft zu Brandstiftern wurden. In allen Fällen, schreibt Jaspers, hatten sie vom ersten Tag an heftiges Heimweh und begingen die Tat, wie einige von ihnen aussagten, um «heimgehen zu können». Indem sie, das ihnen anvertraute Kind, das Haus, den Hof oder das Vieh verbrannten, glaubten sie, den Grund für ihre Anwesenheit in der fremden Welt eliminiert zu haben. Vermutlich hatte dieser Wahn in alten Söldnerzeiten seinen Ursprung; mit jedem Hof und jedem Dorf, das man mordbrennend und brandschatzend zerstört hatte, war die Heimkehr nähergerückt. Doch dürfen wir im Verbrennen der Fremde nicht nur einen Akt der Vernichtung sehen – für den Schweizer ist der Feuerstoss das heiligste Heimatzeichen. Auf den Altären des Vaterlandes, wie Gottfried Keller die Berge nennt, wird seit Urväterzeiten das Höhenfeuer entfacht, weshalb die Mägde und Knechte, die die Stätte ihres Exils anzündeten, zugleich ein Stück Heimat schufen. Sie wollten das Höhenfeuer ins Flachland herabholen. Indem sie Brände legten, haben sie Heimat gestiftet.

4

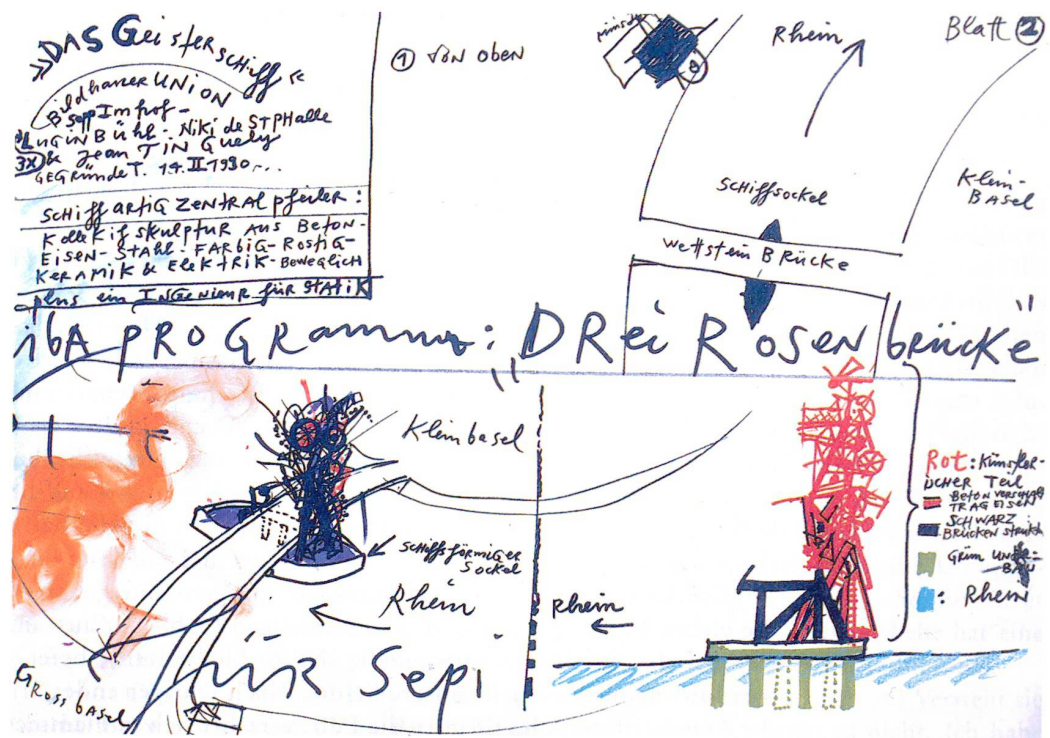
White Plains, ein New Yorker Vorort, am 7. Juli 1992. Der Prozess dauert nun schon sechseinhalb lange, schrecklich heisse Wochen, und Tag für Tag, Stunde für Stunde wird von Baby Kristie gesprochen, von Thornwood, von den Menschen, die sie, Olivia, draussen auf der Strasse vorbeigehen sah, meist mit Hund. Was hat sie an jenem Nachmittag gemacht, fragt jetzt zum hundertsten Mal der Staatsanwalt. In den Regen geschaut, antwortet Laura Brevetti, ihre Anwältin, zu den Geschworenen hinüber. Nur in den Regen geschaut, bohrt der Staatsanwalt weiter. Nein, meint Misses Brevetti, wiederum an die Jury gewandt, als es zu brennen anfang, rief Olivia die Feuerwehr. Hört die Jury überhaupt zu? Trotz der surrenden Klimaanlage und Tischpropeller ist es drückend heiss, Fernsehlampen strahlen, die Polizistin, die Olivia bewacht, hat Flecken unter den Achseln, und dem Richter, Mister Silverman, glitzert der Schweiss auf Stirn und Nasenrücken. Manchmal lächelt er Olivia zu. Vor ihm liegt eine verrusste Dose – Farbverdüner. Damit waren Baby Kristies Windeln besprüht worden, was beweist, dass das arme Kindchen vorsätzlich angezündet wurde. Seine Eltern, die Fishers, sitzen im Publikum, aber wenn Olivia versucht, nach hinten zu schauen und ihnen zuzunicken – das hat ihr die Anwältin aufgetragen – blickt Misses Fisher sofort weg. Sie ist toll gekleidet. Schwarz, findet Olivia, steht der schlanken Dame besonders gut. Auch Olivias Eltern sitzen im Saal. Sie haben reservierte Plätze, werden immer wieder gefilmt, jede Reaktion, hat ihnen die Anwältin erklärt, kann Folgen haben, gute oder schlechte. Jetzt legt Misses Brevetti ihre schlanke, sonnengebräunte Hand auf Olivias Unterarm. Im Gefängnis hat sie eine ungesunde, fleischkäsige Haut bekommen, wer weiss, ob man sie in Wetingen noch erkennt. Aber wird sie es jemals wiedersehen, ihr Zuhause? Guilty, hat der Staatsanwalt soeben gesagt, schuldig. Er will sie für mindestens 25 Jahre ins Gefängnis stecken. 25 Jahre, mein Gott, dann wäre sie 46, wenn sie herauskäme, eine alte, verbrauchte Frau! In ihren Augen steckt ein klebriges Weinen und zwischen den runden, viel zu fetten Wangen ein schmerzendes Lächeln. 25 Jahre. Sie würde nie ein Baby bekommen. Was nicht aufhört, heisst Amerika. Regnet es, regnet es ewig, die schwüle Hitze bleibt hocken, und Babies, die einmal zu plärren angefangen haben, plärren den ganzen Tag. Aber auch Misses Brevetti, die Anwältin, zieht ihre Rede in eine unerträgliche Länge, kaut alles nochmals durch, die Windeln und Kristies Schreie, die im Qualm ersticken. Irgendwann erheben sich alle, auch Olivia, auch ihre Eltern, und der nette

Mister Silverman erklärt der Jury, nun habe sie über den Rest des Lebens einer noch sehr jungen Frau zu entscheiden. Olivia begreift: Diese Frau bin ich. Aber hat man ihr Mister Silvermans Schlusssatz richtig übersetzt? Hat er tatsächlich vom Rest gesprochen? Ein rascher Blick über die linke Achsel, wieder schaut die schöne Misses Fisher weg, und ihre Eltern, als würden sie in Wettingen in der Kirche sitzen, schauen starr nach vorn, zum Pult des Richters.

5

Wie Aristophanes die Schweiz erfand? Ganz einfach: Indem er sich an die Athener Querelen hielt. Die stadtstaatliche Demokratie, von sich ausschliessenden Interessen gebeutelt, war damals ausserstande, ein sie existentiell gefährdendes Problem zu lösen. Weder wurde der Sizilianische Feldzug abgebrochen, noch unternahm man den Versuch, ihn mit allen Mitteln zu gewinnen. Sollen wir uns öffnen? Sollen wir uns mit Sizilien, fernen Kolonien, also der weiten Welt verbinden? Oder wäre es klüger, auf die wirtschaftlichen Vorteile dieser Strategie zu verzichten und das überschaubare, demokratisch verwaltete Stadt- und Staatswesen zu bleiben? So lautete die Frage. Und alles blieb in der Schwebe, im wahren Sinn des Wortes, der attische Kleinstaat hatte den sicheren Boden verloren, er war ins Gleiten gekommen, er wurde sich selber zum Fall. Da hatte Aristophanes seine geniale Idee. Er nahm die Athener beim Wort, und zwar beide Parteien: die, die die engen Grenzen bewahren und die, die sie schleifen wollten. Hoffegut und Ratefreund verlassen ihre Stadt, dringen in den Luftraum ein und besorgen sich Flügel. Für die Athener war sofort klar, was damit gemeint war. Aristophanes verulkte den Sizilianischen Feldzug als hochfliegenden Plan, eine allzu ferne Welt zu erobern. Zugleich jedoch – und das ist wirklich und wahrhaftig ein Geniestreich! – verhöhnte der Komödiendichter die andere Partei, die Athen- und Grenzbewahrer. Denn Hoffegut und Ratefreund, die beiden Neu-Vögel, fühlen sich in der Vogelfreiheit nicht wohl, der Luftraum, finden sie, habe a) nichts Heimeliges und bringe b) keinen Profit. Um dem abzuhelpen, schafften sie gemeinsam mit den Vögeln einen Vogelstaat, das Wolkenkuckucksheim, und natürlich gleicht dieses Supra-Athen mit hohen Stadtmauern, einem Katasteramt, schrecklich krähenden Heimatdichtern und einer Zollstation, die den Opferrauch nur gegen eine Mautgebühr von den Menschen (unten) zu den Göttern (oben) passieren lässt, haargenau jenem überschaubaren, demokratisch verwalteten Stadt- und Staatswesen, das die Anti-Europa-Partei unbedingt erhalten wollte.

Die Literaturgeschichte (ich will es nicht verschweigen) ist der Meinung, Aristophanes habe seine Stoffe frei erfunden. Ein Blick in die Athener Geschichte zeigt jedoch, dass seine Stücke ganz und gar aus dem Material bestehen, in dem der Dichter gewohnt hat. Das gilt besonders für «Die Vögel». Während Aristophanes an dieser Komödie schrieb, verhockte die Stadt im Patt. Athen oder Europa, das war die Frage. Also liess Aristophanes die beiden Flügel, die den Staatskörper zu zerreissen drohten, in seinem Stück zum Ziel kommen – ja, beide Flügel: Der grosse Ausflug in die weite Luft hinaus endet im mauerumschlossenen Wolkenkuckucksheim. Hoffegut und Ratefreund, dürfen wir bilanzieren, sind schwirrend ausgeschwärmt, um sich hinter Mauern aus Vogelkot einzuschliessen. Fürwahr, das hat Witz, Pfiff und Pfeffer. Und für uns Schweizer ist es das Stück der Stunde, schliesslich sind wir, abgesehen von der Europa-Frage, nicht einmal in der Lage, ein vermeintlich überschaubares Projekt wie die Expo aus dem Patt herauszuholen – fast täglich pfeifen die Parteipräsidenten-Spatzen von den Dächern, sie seien entschieden dafür, dass die Landesausstellung sowohl stattfindet als auch abgebrochen wird. Sicher, in solch geflügelten Worten pflegt man nicht nur in Neutralien zu reden, das ist das internationale Io-io-ito des Politvogels in der Mediendemokratie. Trotzdem stellt sich die Frage, ob mit der Persiflage derartiger Vogeleyen der zeitenüberfliegende Welterfolg des Aristophanes erklärt werden kann. Nein, natürlich nicht. Diese Luftkomödie hat die Athener Querelen überdauert, weil sie zu den tiefsten Gründen einer menschlichen Gemeinschaft vorgestossen ist.



Die Skizze Tinguelys für eine Gemeinschaftsarbeit mit Sepp Imhof, Bernhard Luginbühl und Niki de Saint Phalle projiziert eine monumentale Maschinenskulptur an einem neuralgischen Punkt Basels: Die Wettsteinbrücke verweist in doppelter Hinsicht auf Trennung und Distanz. Zwischen Grossbasel, seit je der Stadtteil des finanzkräftigen Patriziats, und dem «minderen» Basel, dem Stadtteil der «kleinen» Leute und Fremden gelegen, trägt sie den Namen des Basler Bürgermeisters Rudolf Wettstein, der am Ende des Dreissigjährigen Krieges das Ausscheiden der Eidgenossenschaft aus dem Heiligen Römischen Reich aushandelte und daher gern als eine Vaterfigur der Schweizer Neutralität angesehen wird.

Gegen das Trennende setzt das Projekt der «BildhauserUnion» ein Zeichen von Verbindung und Gemeinschaft: Nicht nur schafft die Brücke an sich schon eine Verbindung über den Rhein, den jahrhundertlang umkämpften Grenzfluss mitten in Europa. Sondern das Projekt einer «Kollektifskulptur» (sic!) erfüllt den alten Menschheitstraum von der einheitstiftenden Wirkung eines Grossprojekts, wie es der mittelalterliche Kathedralbau auch des Basler Münsters gewesen war. (Heinz Stahlhut)

Das Geisterschiff (Projekt), Zeichnung, 42 x 118 cm, Leihgabe. © Museum Jean Tinguely, Christian Baur (Photo).

6

Park Avenue, New York, am 9. Juli 1992. Was nicht aufhört, heisst Amerika, scheint die Sonne, scheint sie ewig, die Strassenschluchten mit ihren Lichtfäden verlieren sich im Dunst, der Abendverkehr rauscht und tost. Misses Beveretti, die Anwältin, und ihre Eltern strahlen vor Freude: not guilty. Die Jury hat sie in allen Anklagepunkten freigesprochen. Wieder rast eine Sirene vorüber, ein Feuerwehrwagen, hier in der Nähe, erklärt die Beveretti, befinde sich ein grosses Depot. Aha, macht Olivias Vati, die weltberühmte New Yorker Feuerwehr! Brandbekämpfung im Hochhaus! Sie fahren jetzt die Park Avenue hinauf, der Schweizer Generalkonsul hat Olivia eingeladen, um ihr persönlich zu gratulieren. Das Feuerwehrhorn entfernt sich downtown. Gottseidank, ihr Wagen hat getönte Scheiben, sie liegen in einer Ledergarnitur, und der Nacken des Chauffeurs, der durch eine Scheibe von ihnen getrennt ist, glänzt vor satter Kraft. Er könnte Olivia beschützen. Sie hat es sich verboten, doch ist es wie ein Zwang, wieder muss sie nach hinten blicken, über die Schulter – das gelbe Taxi mit dem schnauzbärtigen Fahrer folgt ihnen immer noch. Was will man von ihr? Warum lässt man sie nicht in Ruhe? Not guilty. Nicht schuldig. Sie hat schliesslich die Feuerwehr alarmiert. Und vor allem: Sie hat kein Motiv gehabt. Deshalb wurde sie freigesprochen. Der Wagen hält, Olivia steigt aus, starrt zu den Türmen hinauf, sieht den Doorman kommen, einen Herrn im grauen Frack mit grauem Zylinder, kann aber trotzdem erkennen, dass auch das Taxi gehalten hat. Im Fond sitzt eine schlanke Frau. Misses Fisher? Olivia lächelt. Morgen, denkt sie, morgen wird alles vorbei sein. Morgen fliegt sie in die Schweiz zurück. Morgen kehrt sie heim.

7

In der deutschsprachigen Schweizer Literatur wird ein Werk nur dann berühmt, wenn es den Heimgeher ins Zentrum stellt. Zum ersten Mal geschieht das in der wildschönen Urfassung des «Grünen Heinrich», denn schon mit der mythischen Rhein- und Zollpassage, also mit der Ausfahrt, beginnt jener Weg, der in einer einzigen Kreisbewegung durch die Welt in die Vaterstadt zurück- und heimführt. Dort stolpert der grüne Heinrich in den Begräbniszug seiner Mutter hinein. Sie starb am Kummer über den ausgeflogenen, in der Fremde verschwundenen Sohn, muss er hören. Dies kann sein wundes Herz nicht verkraften, es bricht. So lässt er «den Himmel jener Jahre in der blauen, wolkenreichen Höhe vorüberziehen» – der grüne Heinrich hat sich auf dem stillen Kirchhof zu Vater und Mutter ins Grab gelegt. Auch Stiller kehrt heim, die bekannteste Romanfigur vom Max Frisch, heim in die Gefangenschaft einer Identitätskrise, und heim kehrt auch Friedrich Dürrenmatts alte Dame, anders als der grüne Heinrich jedoch, der unmittelbar vor seiner Rückkehr in eine Feuerwehrrübung gerät, sodass er, zumindest in der Erstfassung, «durchnässt» und «abgelöscht» aus ihr hervorgeht, vermögen Stiller und die alte Dame einen Rest von Feuer in die Heimat zurückzutragen. Stiller, der nicht mehr Stiller sein will, brennt seinem Land eine Art Erkennungsmarke ins gemütliche Fell, und Claire Zachanassian, übrigens eine geborene Kläri Wäscher, löscht die eigene Vergangenheit und den ehemaligen Liebhaber aus, indem sie Güllen in eine Leuchte des Reichtums verwandelt. «Nacht bleibe fern», betet zum Schluss der Chor, «verdunkle nimmermehr unsere Stadt». Noch feuriger endet Frischs «Biedermann und die Brandstifter». Alles fliegt in die Luft, verzehrt sich in Flammen – und so, zeigen Entwürfe, sollte ursprünglich auch der letzte Roman von Gottfried Keller schliessen, «Martin Salander». Er erzählt ebenfalls ein Heimgänger-Schicksal. Salander war sieben Jahre in der Fremde und hat nun grösste Mühe, sich in der veränderten Vaterstadt zu orientieren. Alles ist anders geworden, gleich geblieben sind nur die Menschen, der Spekulant, der Salander ausser Landes getrieben hat, betrügt ihn ein zweites Mal. Eine todtraurige, altersbittere Geschichte, und ich finde es jammerschade, dass Keller auf das flagrante Finale, das ihm ursprünglich vorschwebte, schliesslich doch verzichtet hat. Sämtliche Spekulanten und ihre «Raubgeschäfte» sollten in einer Feuersbrunst untergehen, auf dass von der ersehnten, aber niemals zu verwirklichenden Heimat nur ein Höhenfeuer bleibe, die heilige, reine Flamme.

8

Indem Aristophanes in die Luft geht, habe ich behauptet, stösst er zu den Gründen der menschlichen Gemeinschaft vor. Und wieder, wie mit den beiden Parteien, die er keck ineins setzt, gelingt ihm eine Art Doppelschlag – Aristophanes, scheint es, fliegt in der Vogelkomödie konsequent mit zwei Flügeln. Meine lieben guten Athener, sagt er zum einen, hängt ihr in euerm Wolkenkuckucksheim in der Luft, und vergesst bitte nicht: Der Kuckuck hat unter allen Vögeln das gebrochenste Verhältnis zu seinem Nest. Deshalb ist er seit je das Wappentier der Gerichtsvollzieher. Klebt er an der Tür, muss man die Bude räumen. Hast du verstanden, Wolkenkuckucksheim Athen? Wenn du in der Schwebe bleibst, wirst du ins Bodenlose fallen. Du löst dich in Luft auf. Der Letzte löscht das Licht. Aber Aristophanes sagt auch – und das ist wohl das Tiefste, das diese Luftkomödie aussagt: Ohne Flügel geht es nicht. Ou-topos heisst: kein Ort, nirgendwo. Kein *Ort*, müssen wir betonen, keine Fixierung im Geographischen, und das heisst ja wohl, dass über dem Räumlichen und dem Zeitlichen noch ein anderes Land liegt, *überzeitlich* und *überörtlich*, ein Land des Geistes, der Ideen, der Phantasie. Vogelland. Flügelwelt. Und was, ihr lieben Athener, habt ihr daraus gemacht? Eine Zollstation. Ein Katasteramt. Eine mauerumschlossene, sich selbst genügende Händlerstadt, die sich von schrecklichen Poeten besingen lässt. Ihr habt das Athener Denken in den Himmel verlegt und ihn dadurch mit Scheisse verbaut. Ja, meine lieben Landsleute (sagt Aristophanes), unser armes geliebtes schönes Athen löst sich in Luft auf, weil es seine Himmelsinszenierung im Realpolitischen gelöscht hat. Es kann den Traum von sich selbst nicht mehr träumen. Statt einen Vogel zu haben, Athener, seid ihr Vögel geworden: Federvieh.

Dumm ist nur, dass das spatzenhirnige Beharren auf der Realpolitik zum totalen Stillstand führt. Wer aufhört zu träumen, gibt seinem Schlaf etwas Tödliches. Was nur noch ist, kann nicht mehr werden.

9

Olivia, die nach Amerika flatterte, um sich in eine weltgewandte junge Dame zu verwandeln, liegt im Wettinger Wohnzimmer vor dem Fernseher und knabbert Nüsschen und Chips. Ist es so? Ich weiss es nicht. Ich habe kein Ahnung, was aus Olivia wurde, wie es ihr geht, wie sie lebt, was sie macht, aber ich kann mir vorstellen, dass sie die Wohnung nur selten verlässt. Und dass sie unentwegt Nüsschen pickt, Nüsschen und Chips. Unmerklich zieht sich der Nachmittag in den Abend hinein. Im Fernsehen läuft nun das Baby-Programm – Pingu, der befrackte Eisvogel, watschelt aus dem Iglu, fällt auf den Schnabel, watschelt weiter. Dann bringt Vogel-TV die neuesten Nachrichten von der Expo. Zwei Wasservögel – Vogel Fendt, ehemalige Schwimm-Meisterin, ehemalige Reederei-Managerin, sowie Vogel Rist, der schon im Vornamen das Wasser lässt: *Pipi-Lotti* – wollen die Landes-Ausstellung auf drei Seen verlegen. Da schreit das Feuer-land natürlich auf, Feuer fürchtet das Wasser, weshalb Vogel Felix, ein alternder Unterhaltungspfauf, radschlagend den Rat gibt, die Heimat in der Bratwurst zu ehren. So möchte er das heilige Heimatzeichen retten: im glühenden Grillrost. Unsere Vaterlandsliebe hat eine feurige Sache zu bleiben. Die Höhenfeuer sollen unter den Bratwürsten weiterbrennen.

Schaut Olivia, die sich am Baby der Fishers ihre Flügel verbrannte, noch zu? Versteht sie überhaupt, was via Vogel-TV in ihr Wohnzimmer flimmert? Ich weiss es nicht. Ich habe keine Ahnung, wie sie mit ihrem Ausflug in die grosse weite Welt fertig wurde und ob sie das Buch, das Joyce Egginton über sie schrieb, jemals gelesen hat. Joyce Egginton nahm seinerzeit am Prozess teil und hörte den Freudenjauchzer von Olivias Mutter, als die Sprecherin der Jury den Freispruch verkündete: kein Motiv. Ein Fehlurteil, dachte Joyce Egginton, folgte Olivia nach New York, später in die Schweiz, von Kloten nach Wettingen, und dort geschah's. Die freiwillige Feuerwehr holte Olivia, die freigesprochene Tochter ihres Kameraden, vom Bahnhof ab, um sie im Triumphzug nach Hause zu führen. Da hatte die Egginton, wie sie schreibt, den sichtbaren Beweis, dass zwischen Olivia und dem Feuer eine geheime Beziehung bestand. Kein Motiv? Die Journalistin blieb im Land, sah am ersten August die Höhenfeuer lodern und stiess schliesslich auf Karl Jaspers «Heimat und Verbrechen».

Beide Bücher, das von Jaspers und das von Joyce Eddington, die Jaspers These übernimmt, sprechen die Freigesprochene schuldig. Es ist eine schuldlose Schuld, denn was kann Olivia, die Nanny aus dem Schweizer Mittelland dafür, dass ausgerechnet in ihr ein uralter Mythos noch einmal, vielleicht zum letzten Mal, mordbrennend aufgeflammt ist?

Wie gesagt: Ich weiss nichts von dieser Frau, aber ich stelle mir vor, wie sie auf der Couch der Wettinger Mietswohnung liegt, wie sie auf den flackernden Schirm glotzt, wie sie, noch immer knabbernd, ein neue Tüte Chips aufreisst. Draussen regnet es in Strömen, wie damals in Thornwood, in der Gegend vom Mount Pleasant, wo sie das Baby der Fishers gehütet hat. Ihre Eltern würden erst gegen sieben nach Hause kommen, beide mit Einkaufstüten, Lebensmittel darin, Fertiggerichte, ihre Tochter hat Hunger, das Vögelchen muss gefüttert werden. Ob es in der Nacht wieder gebrannt hat? Jedenfall riecht Vatis Uniform, die wie stets in der Garderobe hängt, gleich neben der Tür, brandig nach Rauch. Der Regen pladdert auf die blechbeschlagenen Simse, und wäre sie nicht zu müde und ein bisschen zu schwer, könnte Olivia ans Fenster treten und hinunterblicken auf die graue Strasse. Hie und da ein Auto, nur selten ein Mensch, fast immer mit Hund. In allen Wohnungen flackert jetzt der Fernsehschirm. Irgendwo kräht ein Baby. Olivia zerpickt ihre Nüsschen. Was nicht aufhört, glost weiter. ♦

THOMAS HÜRLIMANN wurde 1950 in Zug, Schweiz, geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in der Stiftsschule Einsiedeln Studium der Philosophie in Zürich und an der FU Berlin. Während zweier Jahre arbeitete er als Regieassistent und Produktionsdramaturg am Schiller-Theater in Berlin; publizierte unter anderem «Die Tessinerin», Geschichten; «Das Gartenhaus», Novelle; «Der grosse Kater», Roman; «Der Gesandte», Stück; «Carleton», Stück. Auszeichnungen unter anderem: Aspekte-Literaturpreis, Preis der Schweizerischen Schillerstiftung, Solothurner Literaturpreis. Mitglied der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt. Seit 1985 lebt Hürlimann wieder in der Schweiz.

WARUM DIE SCHWEIZ ZUM DRITTEN MAL?

Jonathan Steinberg, geboren 1934 in New York, studierte Nationalökonomie an der Harvard University, Abschluss mit BA 1955; Bankausbildung bei M. M. Warburg & Co., 1958–1961 Studium der Geschichte an der University of Cambridge UK, 1965 Promotion zum Dr. phil. Von 1966–1969 Dozent und Reader an der University of Cambridge und Fellow of Trinity Hall; ab Januar 2000 Professur für Moderne Europäische Geschichte an der University of Pennsylvania, Philadelphia. Veröffentlichungen u.a.: «Why Switzerland?» CUP 1976, 2. Auflage 1996.

Der Oktober hat sich in der schweizerischen Politik, um T. S. Eliot zu zitieren, als «the cruellest month» erwiesen. Am 8. Oktober 1999 berichtete die «Neue Zürcher Zeitung»:

«Am letzten Tag der Legislaturperiode haben die beiden Kammern das bilaterale Gesamtpaket definitiv verabschiedet. Das Ergebnis ist in zweierlei Hinsicht positiv. Die ausgehandelten sieben sektoriellen Abkommen wurden im Ständerat mit 45 zu 0 Stimmen gutgeheissen, im Nationalrat kam die Genehmigung mit 183 zu 11 Stimmen ebenfalls wuchtig zustande.»

Fast so erstaunlich wie die überwältigenden Mehrheiten war das Votum von Christoph Blocher. Ich zitiere den Bericht von den Eidgenössischen Räten in derselben Ausgabe der NZZ:

«Christoph Blocher (SVP, Zürich), dessen Votum als persönliche Erklärung deklariert wird, hat das Gesamtpaket gewogen und für zu leicht befunden. Der Wirtschaftsstandort Schweiz wird geschwächt, die Arbeitslosigkeit wird zunehmen, das Lohnniveau nivelliert. In bezug auf die unabsehbaren Folgen für unsere Sozialwerke sind die bilateralen Verträge ein Abenteuer. Zwar gehen diese weniger weit als der seinerzeitige Kolonialvertrag des EWR oder ein EU-Beitritt. Trotzdem kann der Votant diesem schlechten Resultat der schlechten Verhandlungsführung durch den Bundesrat nicht zustimmen. Mit einem Referendum würde jedoch nichts gewonnen, weil ja die gleichen Leute wieder ans Werk gingen. Er werde deshalb nicht für ein Referendum zur Verfügung stehen und auch im Abstimmungskampf nicht dabeisein, erklärt Blocher, dessen Votum mit lauten Unmutsäusserungen im Saal quittiert wird.»

Mit den melancholischen Tönen des scheinbar deprimierten Volkstribuns schloss eine Epoche in der Geschichte der Schweiz, die das Volk der Schweiz 1992 mit dem abgelehnten Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum geöffnet hatte. Der Abschluss der bilateralen Verhandlungen mit der Europäischen Union Ende 1998 hatte die Beziehungen der Schweiz zu Europa schon auf eine neue Grundlage gestellt.

Mit der Ratifizierung der sieben Verträge wurde die Periode des Freihandelsabkommens endlich abgelöst und ein neues Kapitel begonnen. Aber Christoph Blocher hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Am 24. Oktober heisst es wiederum in der NZZ:

«Dieser für schweizerische Verhältnisse frappante – im Ausmass historische – Erfolg basiert auf einem einfachen Rezept. Die SVP hat sich, obschon Regierungspartei, als Alternative zum regierenden Lager empfohlen. Die vielgescholtene Classe politique habe ihre Sache schlecht gemacht, lautete der Tenor der SVP-Wahlwerbung: Misswirtschaft im Asylwesen, zu hohe Steuern, zu viele Gebühren, viel zuviel Öffnung! Die Rechnung ist vollumfänglich aufgegangen.»

Wie hoch diese Rechnung sein wird, bleibt abzuwarten, aber eines ist sicher: Im Vergleich mit den nachbarlichen Staaten, auch in Protestwahlen, normalisiert sich die Schweiz noch weiter, d.h. die Schweiz passt sich den Gewohnheiten und Praktiken der Nachbarn an. Die Harmonisierung vieler Lebensbereiche mit den Nachbarn und der Europäischen Union, die schon sehr weit gegangen ist, geht unweigerlich voran und ist nicht mehr aufzuhalten. «Sonderfall Schweiz» beschreibt die Lage immer weniger und damit erhebt sich die existentielle Frage: Wozu noch die Schweiz? Hat es wirklich einen Sinn, sich an diejenigen noch erhaltenen Besonderheiten schweizerischen öffentlichen Lebens zu klammern, wenn die Geschichte über sie hinwegzurollen droht?

1976 erschien die erste Ausgabe meines Buches «Why Switzerland?» (Cambridge University Press). «Warum die Schweiz?» stellte zwei anscheinend einfache Fragen: warum es überhaupt eine Schweiz gibt und warum sich Ausländer dafür interessieren sollen. Die zweite Frage erwies sich zunächst schwieriger als die erste. Ausländer, vor allem englische Verleger, waren an der Schweiz nicht interessiert. In der Tat hat es zwei Jahre gedauert, bevor ich einen britischen Verleger fand. Immer wieder hörte ich die abfällige Bemerkung von mehr oder weniger wohlwollenden Verlagsmitarbeitern, dass in der Schweiz nichts geschehe, dass die Schweiz der Welt nichts

als Schokolade und Kuckucksuhren geschenkt habe.

Eine intakte Gesellschaft

Die Schweizer Reaktion auf das Buch im Jahre 1976 war ebenfalls nicht nur positiv. Natürlich wurde es begrüsst, dass sich ein Ausländer über innerschweizerische Angelegenheiten informierte, Willisau-Stadt vom Willisau-Land zu unterscheiden wusste und der Aussenwelt davon erzählte. Man war ja damals sehr stolz darauf, Schweizer zu sein. «Bei uns», dachte man, «ist alles natürlich ganz anders» (sprich «besser»). Wenn ich aber vorsichtig gewisse Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Landesverteidigung äusserte oder die «Verfilzung» (das Wort existierte 1976 nicht, aber das Phänomen schon) zwischen hohen Industriellen und Bankiers und dem Offizierskorps erwähnte, ging die Geduld schnell aus.

Die Schweiz war in gewissem Sinne noch unschuldig. Wie Adolf Muschg es in seinem umstrittenen «O Mein Heimatland» ausdrückte, hatte der Zweite Weltkrieg die Schweiz als solche für gut erklärt:

«Die Wir-Form, alle Geschäfte einschliessend, die unterm Schweizerkreuz, dem immer positiven Vorzeichen, getätigt und notfalls beschwiegen wurden, blieb der nachhaltigste Erfolg der Landesverteidigung. Unsere Banken blieben eingebunden im Rütli-Schwur, den General Guisan in seinem berühmten Rapport 1940 (von dem bis heute kein Wortlaut überliefert ist) erneuert hatte... Nach dem Krieg brauchte man nur den Notstand zu Wohlstand zu verlängern, im Wohlstand auch den Notstand festzuhalten, dann blieben alle Institute, die Schweizernamen und Schweizerkreuz trugen, mit dem Hausgeruch von Volksgemeinschaft imprägniert. Unsere Banken, unsere Bahnen, unsere Geschäfte, alles blieb im Bann des Patriotismus, also unter seinem Schutz. Das Bankgeheimnis war nur Fortsetzung des Schweigens der Schuldlosen, das man dem eigenen Land im Krieg schuldig gewesen war. Wenn es den Banken auch danach in der Welt Nutzen brachte: Gott befohlen! Die Kritik daran erschütterte uns nicht¹.»

Ich gehöre dem selben Jahrgang wie Muschg an und ebenso, wie beschrieben, habe ich die Schweiz als junger Ausländer im Jahre 1960 erlebt als ein Land der

Gerade zu
einer Zeit,
als die anderen
europäischen
Staaten
Europa-
verdrossenheit
zeigen,
entscheiden
die Eidgenös-
sischen
Räte fast
einstimmig für
Massnahmen,
sich an
Europa
zu binden.

¹ Adolf Muschg, O Mein Heimatland. 150 Versuche mit dem berühmten Schweizer Echo, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1998 S. 23.

Unschuld, des intakten Wertes und des ruhigen Selbstvertrauens. Die Onkel und Tanten erzählten stolz von den Strapazen der «Dienstzeit» und sahen auf die Kriegsjahre, genau wie Muschg erzählt, als eine Stunde der Einheit und Volksgemeinschaft. Wenn man überhaupt von der Schweiz als «Utopie» sprechen konnte, so war es zu jener Zeit: eine intakte Gesellschaft, die den Arbeitsfrieden genoss, religiöse Feindseligkeiten vermied, den Sprachen- und Kulturgraben zwischen den drei grössten westeuropäischen Kulturen überbrückte und Demokratie im wahren Sinne des Wortes praktizierte. Ausserdem war es schön und sauber, es war ordentlich und alles lief pünktlich. Ich entdeckte das Tessin, wo man italienische Kultur ohne die irritierende Schlamperei des anderen Italien geniessen durfte. Nach Basel und Grenchen kam ich, als meine Forschung mich nach Freiburg im Breisgau verschlagen hatte, wo ich mich mit den Greueln der SS und der Wehrmacht beschäftigen musste; ich floh aus Deutschland, wann immer ich konnte, in eine intakte deutsche Kultur, wo die Sprache ohne Schuldgefühle benutzt werden konnte. Sobald der Zug über die Grenze rollte, konnte ich aufatmen. Ich dachte darüber nach, wie zerbrechlich diese Intaktheit 1940 wohl gewesen sein mag: eine helle, beleuchtete Stadt im umliegenden Dunkel.

Wenig Toleranz

Natürlich gab es Stimmen, die diese Utopie in Frage stellten. Mit dem unruhigen Jahr 1968 kamen Strassenkrawalle und Proteste und die siebziger Jahre brachten die Nachwehen. Ich erinnere mich des Unmuts, der 1971 die Herausgabe von «Wilhelm Tell für die Schule» durch Max Frisch begleitete. Mir schien es ein recht harmloses, sehr witziges Buch zu sein und von jener Art, die man in Grossbritannien fast jeden Tag und mit Genuss verschlingt. In der Schweiz wurde Frisch fast als Landesverräter beschimpft. Die berühmte schweizerische Demokratie erwies sich als nicht besonders tolerant und absolut bar jeglichen Sinns für Humor. Sein «Dienstbüchlein» von 1973 rüttelte noch mehr an den Grundfesten der Landesmythen und beschrieb eine Armee, die von Klassenunterschieden, Hochmut und Schikanen heimgesucht war. Von der Volksgemein-

Europa
braucht die
Gemeinde-
autonomie,
den gesunden
Föderalismus
der Regionen
und National-
staaten und
das Konkordanzsystem der
politischen
Entscheidung,
die in der
Schweiz seit
langem die
Grundlagen
der helvetischen
Verfassung
darstellen.

schaft bis hin zur Landesverteidigung blieb in den Erinnerungen von *Max Frisch* recht wenig übrig. Im Sommer 1973 sprach ich vor dem Rotary-Club in Entlebuch im tiefsten Luzern über die Schweiz von heute und, als ich einige Themen von *Frisch* aufnahm und noch einiges mehr aus der Wirklichkeit der Schweiz beschrieb, wurde ich fast niedergeschrien. Etwas später jedoch, Ende der 1970er Jahre, begann man von einer «*Helvetischen Malaise*» zu sprechen und die Utopie verblasste.

Genau zwanzig Jahre sind zwischen der ersten und zweiten Ausgabe von «*Why Switzerland?*» vergangen. Inzwischen hat sich die Welt rund um die Schweiz durch den Kollaps der Sowjetunion und die Erweiterung der Europäischen Gemeinschaft gründlich verändert. Für die Schweiz haben diese Änderungen schwerwiegende Konsequenzen. Ein Land, welches auf der Verteidigung gegen äussere Feinde basiert, sieht sich heute von mehr oder weniger friedlichen und demokratischen Staaten umringt. Die Pfeiler des schweizerischen Bewusstseins bröckelten. Im Jahre 1976 wurde ich verschrien, weil ich ganz vorsichtig am Wert der schweizerischen Selbstverteidigung zweifelte. Im Jahre 1989 hat mehr als ein Drittel der Schweizer Stimmberechtigten für die Abschaffung der Armee gestimmt. Vor demselben Rotary-Club in Entlebuch im Jahre 1993 musste ich mich wirklich anstrengen, um meine Zuhörer zu überzeugen, dass nicht alles an der Schweiz verlogen und verkommen sei. Ich schrieb einen Artikel in der «*Weltwoche*», den die Redaktion mit «*Balsam für die Schweiz*» betitelte. Mich verblüffte, dass sich meine Haltung zur Schweiz kaum geändert, aber die Haltung der Schweizerinnen und Schweizer zu sich selber eine 180-Grad-Kehrtwendung vollzogen hatte. Von einer Utopie war buchstäblich nicht mehr der entfernteste Hauch zu spüren.

In meinem Buch hatte ich mit Recht, wie es sich herausstellte, das Kapitel über die Armee mit der Überschrift «*Identität*» versehen. Hier schimmerte noch das leuchtende Erbe der utopischen Volksgemeinschaft der Dienstzeit auf. Ganz praktische Fragen der Landes-, Verteidigungs- und Aussenpolitik wurden mit emotionsbeladenen Ausdrücken behandelt. Tatsächlich schien das Ende des Kalten Kriegs eine Existenzkrise für die

Schweiz heraufbeschworen zu haben. Gegen wen im neuen Europa verteidigte sich die Schweizer Armee? Wozu noch überhaupt eine Armee? Die europäischen Armeen, die der Uno Blauhelme zur Verfügung stellen, brauchen keine allgemeine Wehrpflicht mehr und wenden erst recht nicht mehr das Milizsystem der Schweiz an.

Erschütterung ohnegleichen

Und dann kam die Goldgeschichte. Im Jahre 1996, als die Debatte um *Daniel J. Goldhagens* Studie über *Hitlers* Vollstrecker in Deutschland ihren Gipfel erreicht hatte, brach gleichzeitig weltweit eine Debatte um die Rolle der Schweizer Grossbanken als finanzielle Drehscheibe für das NS-Regime aus. Als die Angriffe auf die Schweiz immer heftiger wurden, beauftragte Präsident *Clinton Stuart E. Eizenstat*, Under Secretary of State for Economic, Business and Agricultural Affairs, mit der Leitung einer «*Task-Force*», die die amerikanischen Unterlagen zum Goldhandel der schweizerischen und deutschen Zentralbanken sichten sollte. *William Slany*, Historian of the State Department, übernahm die Geschäftsleitung. Unter seiner Obhut wurden die bezüglichen Dokumente, ungefähr 15 Millionen, von allen Regierungsämtern und Archiven in Washington an das Nationalarchiv übertragen.

Inzwischen hatten sowohl die Schweizer Grossbanken und die Schweizer Regierung eigene Untersuchungskommissionen eingesetzt, einen Sonderbotschafter zur Verteidigung der Schweiz ernannt. Es kam aber viel schlimmer, als man es sich in Bern und Zürich vorgestellt hatte. Als im Sommer und Herbst 1997 die ersten Ergebnisse der *Eizenstat*-Kommission und der von der Schweizer Regierung ernannten international besetzten Kommission von Experten, der *Bergier*-Kommission, der Rolle der Schweizerischen Nationalbank im Goldhandel mit Nazi-Deutschland zu beleuchten angingen, kamen Unterlagen aus den amerikanischen Archiven über die Rolle der Reichsbank im Goldgeschäft des NS-Regimes an die Öffentlichkeit. Danach konnte von Unschuld «*unserer Banken*», wie *Muschg* es formuliert hatte, keine Rede mehr sein.

Heute hat eine innere Unsicherheit die Schweizer Selbstgefälligkeit vor zwanzig

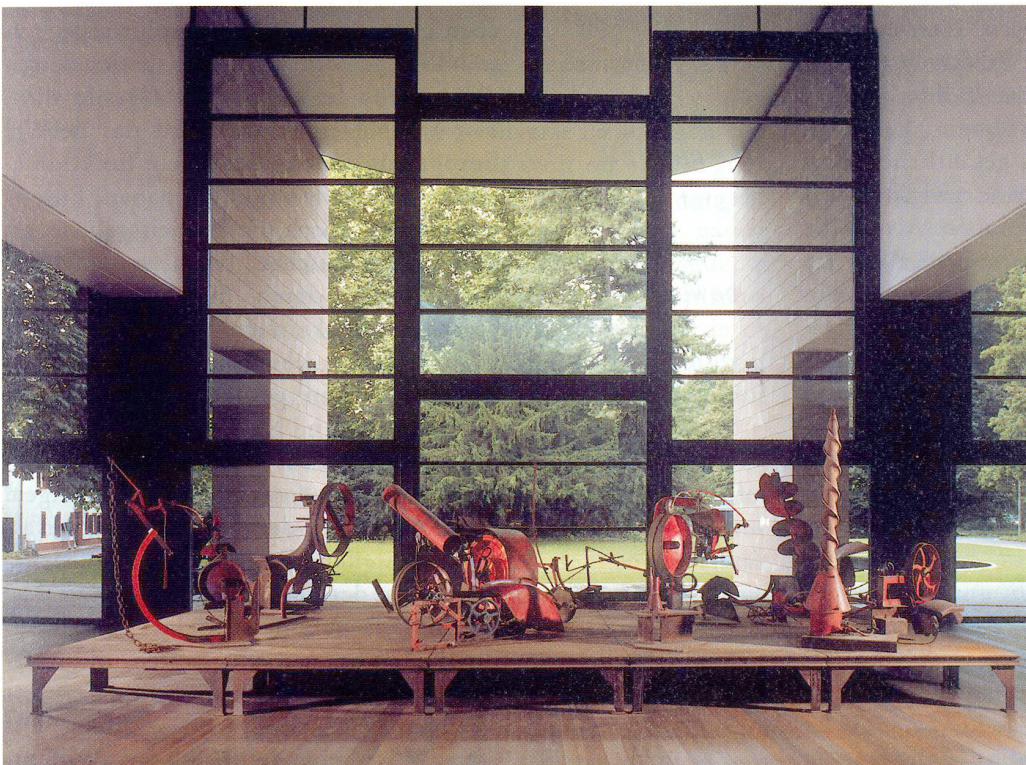
Jahren ersetzt. Sämtliche Institutionen des Landes, sein Bundesrat bis zum Bistum Chur, scheinen in Frage gestellt zu werden. Als Hort des von den Nazis geraubten Goldes und als Schaltstelle für schmutzige Geldtransaktionen hat der internationale Ruf der Schweiz gelitten wie bisher noch nie.

Auch hier normalisiert sich die Schweiz. Seit zehn Jahren leiden alle europäischen Staaten unter einem schleichenden Verunsicherungsprozess. Einheitsstaaten wie Spanien und Grossbritannien scheinen auseinanderzufallen, und Nationalismen jeder Art bedrohen ihre politischen Strukturen. *Think Tanks* machen sich Sorgen um die Zukunft westlicher Demokratien, um die Wettbewerbsfähigkeit des jeweiligen «Standorts» oder um das Funktionieren des Wohlfahrtsstaates. In den verwahrlosten Vororten von Europas Grossstädten leben immer mehr Jugendliche ohne Arbeit und ohne die Hoffnung, jemals Arbeit erhalten zu können. Asylsuchende und farbige Immigranten bleiben noch immer

am Rande der europäischen Gesellschaften.

Die Europäische Union stöhnt und ächzt und fängt mit Mühe an, an eine mögliche Erweiterung zu gehen. Aus der panischen Angst heraus, dass Europa wieder in die sich gegenseitig bekämpfenden Nationalstaaten zurückfallen könnte, drang *Helmut Kohl* unerbittlich auf eine gemeinsame europäische Währung, die selbst sein eigenes Volk ablehnte. Um unter deutschem Druck die Konvergenzkriterien erreichen zu können, kürzten die EU-Mitglieder ihre Budgets, beschnitten Ausgaben für soziale Wohlfahrt und drückten Löhne und Gehälter herunter. Eine heftige Reaktion richtete sich nicht nur gegen die eigenen Regierungen, sondern vielmehr gegen die entfernte, fremde und gesichtslose Bürokratie in Brüssel. *Kohl* beschwor gerade die Gefahren herauf, die er am meisten fürchtete: Er setzte mit Gewalt seine ökonomischen Einheitsideen und politischen Visionen durch gegen die Zwei-

Seit zehn
Jahren
leiden alle
europäischen
Staaten unter
einem
schleichenden
Verunsiche-
rungsprozess.



Auf einer monumentalen Plattform sind zahlreiche Maschinen nebeneinander plazierte. Die formalen Unterschiede werden durch die einheitliche rote Fassung übergangen. Dies deutet darauf hin, dass es sich bei ihnen um Maschinen handelt, die eine übergeordnete Gemeinsamkeit haben; so handelt es sich denn auch sämtlich um Maschinen aus dem landwirtschaftlichen Bereich, die Tinguely – wie er selbst berichtet hat – stets fasziniert haben, wenn er sie – ungebraucht und dem Verfall preisgegeben – auf freiem Feld oder in der Nähe von Bauernhöfen stehen sah. Hier sind sie im konservierenden Raum des Museums zusammengefügt und können so gedeutet werden als die Einheit der Vielheit, als das Zusammenspiel von Gegensätzlichem, und damit im weitesten Sinne als Modell des in der Schweiz seit langem gepflegten Föderalismus. (Heinz Stahlhut)

Plateau agricole, 1978, Plateau 50 x 850 x 460, Höhe 200 cm. © Museum Jean Tinguely, Christian Baur (Photo).

fel im eigenen Land und ohne die Verschiedenheiten innerhalb von Europa zu berücksichtigen. Die Nutzniesser dieser Strategie sind, wie wir jetzt sehen, seine Feinde, Anti-europäer und Separatisten wie *Jörg Haider* in Österreich oder *Christoph Blocher* in der Schweiz. Es sind jene Kräfte, die *Kohl* hoffte, aus den politischen Entscheidungsprozessen ausschliessen zu können.

Demokratie «von unten herauf»

Gerade zu einer Zeit, als die anderen europäischen Staaten Europaverdrossenheit zeigen, entscheiden die Eidgenössischen Räte fast einstimmig für Massnahmen, sich an Europa zu binden. Ablehnung gegen Europa ist eben gerade durch *Blocher* zu vernehmen, der, wie andere rechtsgerichtete Kräfte, gegen eine gesellschaftliche und geschäftliche Elite, das «Volk» repräsentiert. Hinzu kommt, dass diese Reaktion die alten Konfrontationen aufruft, wie die Stadt gegen Land, Deutsch gegen Welsch, Kleinhandel gegen Grossgeschäfte, National gegen International, obwohl auch hier die Wahlanalyse zeigt, dass die SVP unzufriedene Wähler in allen Volks- und Sprachgruppen gefunden hatte. Ein neuer, recht gefährlicher Graben scheint sich aufzutun: zwischen uns hier und unter denen da oben. Als ob die Schweiz nicht schon genügend Risse im Gebälk hätte! Jeden Tag erscheint ein neuer Appell an die Schweizer, das Staatsgefüge zusammenzuhalten. Die Schweiz sei «eine Willensnation», denken viele, und wenn wir irgendwie nachlassen, die Schweiz zu «wollen», fällt sie auseinander.

«Warum die Schweiz?» muss deshalb heute ganz anders beantwortet werden. Im Jahre 1976 ging es um zwei Fragen: warum es eine Schweiz noch gibt und warum sich Ausländer dafür noch interessieren sollen. Jetzt ist die Existenzfrage gestellt: Warum soll die Schweiz weiter existieren?

Ich gebe Ihnen jetzt meine persönliche Antwort, eine Antwort, die auf fast dreissig Jahren der Beschäftigung mit der Schweiz basiert: Der schweizerische Bundesstaat ist das Produkt einer sehr langen Geschichte des politischen Zusammenlebens von verschiedensten Völkern, Kulturen und Religionen auf einem geographisch kleinen Gebiet. Mit seinen demokratischen, föderalistischen, sprachlich verschiedenen,

Was alle
Schweizer
vor allem
zusammenhält,
ist ein
Demokratie-
verständnis
von «unten
herauf», das
so tief in
die Knochen
gedrungen
und so
absolut selbst-
verständlich
geworden ist,
dass sie
sich dessen
nicht mehr
bewusst sind.

religiös geteilten und regional differenzierten Institutionen hat er den straff organisierten Nationalstaat überlebt.

Die Schweizer unterschätzen in einer erstaunlichen Weise die Macht der Geschichte allgemein und ihrer besonderen Geschichte. Geschichte ist eine formative Kraft, sie schafft Gewohnheiten, Denkweisen, Haltungen, Weltanschauungen, Verhaltensweisen. Diese Gewohnheiten und *mentalités*, die alle Schweizer zusammenbinden, sind genauso wichtig wie die Trennungslinien, die sie unterscheiden. Ein Bürger von Mendrisio und einer von Porrentruy haben schliesslich mehr miteinander gemeinsam als mit Menschen derselben Sprache jenseits der Grenze. Sprache ist nur ein Teil einer Reihe von identitätsstiftenden Eigenschaften, wie auch Religion, Parteizugehörigkeit, Geschlecht, Wohngemeinde, Beruf, Einkommensstufe, Ortsbürgerschaft, Generation usw.

Was alle Schweizer vor allem zusammenhält, ist ein Demokratieverständnis von «unten herauf», das so tief in die Knochen gedrungen und so absolut selbstverständlich geworden ist, dass sie sich dessen nicht mehr bewusst sind. Gerade diese *bottom up* Demokratie wird das heutige Europa mit seinem nicht mehr funktionierenden *dirigisme* vonnöten haben. Europa kann weder durch die Einheitsegelüste der hohen französischen Beamten von oben herab, noch durch die Neurosen der vergangenheitskranken Deutschen regiert werden. Es braucht genau die Gemeindeautonomie, den gesunden Föderalismus der Regionen und Nationalstaaten und das Konkordanzsystem der politischen Entscheidung, die in der Schweiz seit langem die Grundlagen der helvetischen Verfassung darstellen. Es ist eine fast hegelianische List der Vernunft, dass eben in dem Augenblick, in dem das Schweizer Modell für Europa am zeitgemässesten und nützlichsten wäre, ausgerechnet die Schweizer an ihrem eigenen System zweifeln. Die Schweiz ist keine zerbrechliche «Willensnation», sondern ein historisch gewachsenes Gebilde. Eines, das kräftig genug ist, nicht nur zu überleben, sondern auch den anderen Europäern einige Beispiele zu geben, wie sie aus der jetzigen Misère herauskommen können. Warum noch einmal über die Schweiz? Weil Europa sie braucht. ♦

Yvette Jaggi

a fait ses études à l'Université de Lausanne où elle obtient deux licences – lettres et sciences politiques – et le titre de docteur ès sciences politiques. De 1986 à 1989 elle est conseillère municipale de la Ville de Lausanne, d'abord comme directrice des finances et ensuite comme directrice par intérim des services industriels. De janvier 1990 à décembre 1997, Yvette Jaggi est le syndique de Lausanne. Membre du conseil de la Banque Nationale Suisse depuis 1992 et de son comité depuis 1994; présidente du conseil académique de l'Université de Lausanne depuis sa création en 1994. Depuis le 1^{er} janvier 1998, Yvette Jaggi est présidente de Pro Helvetia, Fondation suisse pour la culture. Privat-docent à l'Université de Lausanne (sociologie urbaine) depuis septembre 1998; membre du conseil d'administration des Chemins de fer fédéraux CFF depuis le 1^{er} janvier 1999. Activités parlementaires: De 1979 à 1987, conseillère nationale, de 1987 à 1991, conseillère aux Etats, dès avril 1999, coprésidente de l'Assemblée constituante du canton de Vaud.

A L'ÈRE DES CONTRE-UTOPIES, LA SUISSE RESTE DURABLE

Yvette Jaggi, Präsidentin der Kulturstiftung Pro Helvetia, sieht die Schweiz weniger als Sonderfall, denn als «Langzeitmodell», dessen direkte Demokratie sein überzeugendster Besitz sind. Bar jeglicher Visionen und Phantasien, die in den Nachbarländern Grosses und Schreckliches verbracht haben, hat die Schweiz bislang aus der Kraft ihrer Geschichte gelebt und sich immer wieder auch mit dem kleineren Glück zufrieden gegeben, wenn der Aufwand, das grössere zu erlangen, zu risikoreich erschien. Doch wie lange noch ist mit dieser Haltung dem stetig wachsenden wirtschaftlichen und politischen Druck von aussen zu begegnen? Dass der Schweizer Pragmatismus mit einigen Anpassungen auch diese Hürde überspringen mag, dafür sprechen viele gute Gründe. Einen freilich, den Konsens aller gesellschaftlichen Kräfte in fundamentalen Fragen des menschlichen Miteinander, sieht Yvette Jaggi durch die zunehmende politische Polarisierung einerseits und andererseits das Primat eines Marktes gefährdet, der nur noch das Wohl der happy few anzustreben scheint.

Pour mettre en regard la Suisse, où l'on déborde de sens pratique, et l'utopie, qui à l'inverse ne se soucie pas de faisabilité, il faut avoir ou bien le goût du paradoxe ou bien un penchant un peu pervers pour les rapprochements hasardeux. Pour échapper à ce double risque, la seule alternative élégante est la formulation choisie par les organisateurs de ce colloque, qui adjoignent aux deux mots si contraires de son titre un prudent point d'interrogation.

Car on peut s'interroger: avec ses particularités uniques au monde, la Suisse elle-même constitue-t-elle une utopie? Beaucoup le prétendent, qui donnent ce faisant un sens mineur au terme d'utopie. Il me semble au contraire que si ce pays se flatte de représenter un «Sonderfall» (un cas très spécial) et se sent fier de son originalité, il se refuse à passer pour une utopie, fût-elle incarnée. Un modèle d'accord, mais une utopie jamais! Une référence d'accord, la démocratie-témoin chère à Denis de Rougemont bien sûr, mais un idéal, jamais.

C'est qu'en Suisse on se méfie des grandes visions. On ne ressent aucun attrait pour la rêverie futuriste, on suspecte les grands projets de société de dissimuler de graves tares idéologiques et toutes sortes

de visées inavouables, pour tout dire liberticides, portant atteinte au plus précieux des biens individuels et collectifs.

Un réalisme affirmé

Ce parti-pris de réalisme triomphant va très loin. Ainsi, quand ils se montrent visionnaires – comme c'est leur qualité et aussi leur fonction sociale – les artistes suisses doivent craindre l'étroitesse de vues ambiante; ils se trouvent limités par cette «Enge» d'où sort malgré tout le discours, pour reprendre les termes de Paul Nizon et le thème choisi par Christoph Vitali pour la présentation des littératures suisses au Salon du Livre de Francfort en octobre 1998. Et quand Harald Szeemann présente, comme il l'a fait au Kunsthaus de Zurich il y a quelques années, une bonne cinquantaine d'artistes et de rêveurs suisses, d'Aloïse (Corbaz) à (Adolf) Wölfli en passant par Nicolas de Flüe, Henry Dunant, Meret Oppenheim et Jean Tinguely, il dit bien qu'ils souffrent tous de l'ambiance réductrice régnant en Suisse, un pays qu'ils ont dès lors souvent la tentation de quitter, pour mieux s'épanouir dans un autre monde, ressenti comme moins pesant, moins rétréci. Et quand le même Szeemann

nous présente Monte Verita, la seule utopie jamais vécue en Suisse, il montre bien que ce lieu a de fait «simplement» permis le rassemblement et la confrontation de personnes libres, aux visions larges et aux comportements novateurs.

Quant à elle, la Suisse reste résolument «bodenfest», fière de l'être et de n'avoir aucune vocation à l'utopie, promptement ravalée au rang de chimère. Or cette forme d'illusion recèle un vice majeur aux yeux des habitants de ce pays horloger: non seulement elle soulève de faux espoirs, mais aussi, bien pire, elle fait perdre du temps. Bref, l'utopie représente la vanité des vanités dénoncée par le prophète et méprisée par tous ceux qui préfèrent avoir «un moineau dans la main plutôt qu'une colombe sur le toit», qui optent toujours pour «un tiens vaut mieux que deux tu l'auras». De toute manière, «on arrivera tous ensemble au 31 décembre», disent les Vaudois, champions incontestés de ce scepticisme goguenard qui relativise et neutralise tout ce qui sort de l'ordinaire ou ferait mine de tenter d'en sortir.

Avec cette qualité – ou ce travers – d'hyperréalisme et de pragmatisme, avec cette mentalité d'adaptabilité modeste, la Suisse a pris de longue date une position sur laquelle se replie aujourd'hui le monde entier, à en croire les analyses convaincantes de ceux qui ont fait l'histoire de l'utopie, du mot comme de la chose.

Utopie – le mot et la chose

On connaît l'histoire du mot. Utopia, c'est le nom propre donné en 1516 par *Thomas Morus* à son pays imaginaire. Utopie, c'est le nom commun donné par la suite aux différents modèles de gouvernement proposés spécialement au XVIII^{ème} siècle et aux systèmes sociaux conçus et en partie expérimentés au siècle suivant. Parallèlement, le sens du mot s'est infléchi, à tout le moins dans le langage quotidien, pour faire de l'utopie une conception apparemment irréalisable. Autant dire une chimère, frappée d'impossibilité pratique, péché cardinal dans cette Suisse où la faisabilité passe pour la mesure de toutes choses.

Quant à l'histoire de l'utopie elle-même, elle prend ses sources dans l'Antiquité grecque, avec l'emblématique Cité

La Suisse
ressent depuis
toujours une
profonde
méfiance à
l'égard des
idéologies,
qu'elle
associe à des
entreprises
totalitaires.

platonicienne par exemple, et se parcourt au fil des siècles et au gré des imaginations les plus fertiles comme une succession de promesses de bonheur pour la société, de la Nouvelle «Atlantide» de *Bacon* (1626) à la dictature du prolétariat, d'abord pensée comme un projet de société puis mise en œuvre dans les conditions que l'on sait.

L'expérience du communisme, telle que menée en URSS, n'est sans doute pas pour rien dans l'avènement de la contre-utopie. Selon le professeur *Georges Jean*, «la contre-utopie tend à démonter la «machine» de l'utopie en démontrant que, selon sa logique, elle aboutit nécessairement à l'inverse de ce à quoi elle prétend» (*Georges Jean*, «Voyages en Utopie», Paris Gallimard, Coll. Découvertes, 1994). Ainsi, l'abolition des injustices sociales devient l'asservissement général à l'Etat comme système prenant pour finalité suprême son propre fonctionnement, aliénant pour les gouvernants comme pour les administrés. «La contre-utopie prétend montrer l'envers de l'utopie» résume *G. Jean*, qui ne soupçonne pas combien la Suisse a de l'avance en matière de contre-utopie.

L'envers de l'utopie

Voilà qui nous conduit tout naturellement au premier des trois syllogismes que je propose sur le thème du couple mal assorti que composent la Suisse et l'utopie.

L'utopie et son envers

Le monde vit à l'ère de la contre utopie
Or la Suisse n'a jamais été tentée par l'utopie
Donc la Suisse est à l'abri du risque majeur.

Nul doute que, dans le contexte présent, la Suisse se trouve bien «positionnée». Elle ressent depuis toujours une profonde méfiance à l'égard des idéologies, qu'elle associe à des entreprises totalitaires. Et voilà qu'aujourd'hui le monde vit l'envers de l'utopie, ce qui est aussi la fin d'un certain totalitarisme, mais pas exactement dans le sens attendu.

On espérait la libération totale de l'esprit, l'instauration d'un climat général de tolérance et d'ouverture. Dans les années septante, on a même poussé l'optimisme jusqu'à créer des «*Inseln der Zukunft*», ces archipels du futur qui furent autant de lieux d'expérimentation sociale momentanément prometteurs.

Autant d'espairs déçus, d'essais non transformés. Car on a vécu depuis lors «Big Brother» et 1984, la réalité dépassant la fiction. Même constat à propos de son avatar suisse qui a pris la forme de l'affaire des fiches; un avatar du genre artisanal, plutôt désuet, tardivement découvert, fruit d'une organisation obsessionnelle et complètement vaine.

On a connu les progrès spectaculaires des sciences et des techniques, compris certes comme libérateurs et susceptibles d'augmenter la maîtrise que les hommes ont de leur destin, mais aussi vécues comme autant de menaces pour les libertés individuelles.

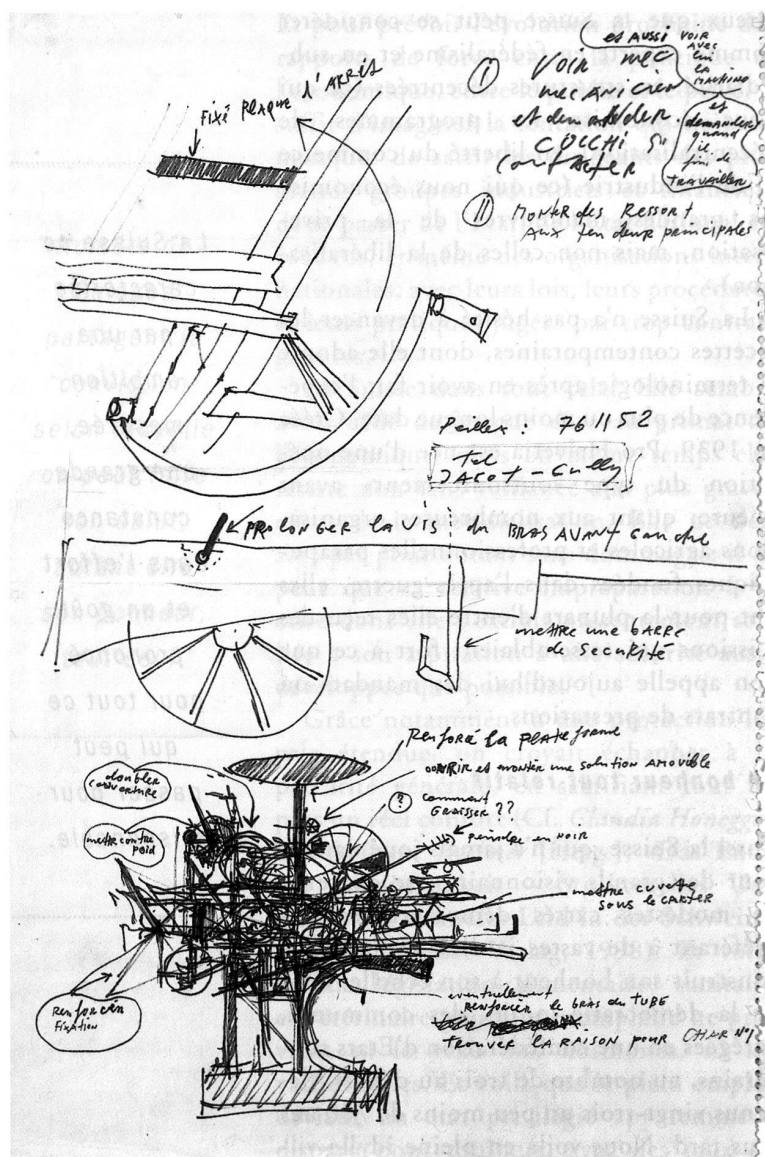
Par ailleurs, l'envers de l'utopie, c'est aussi un nouveau totalitarisme intellectuel et pratique: celui de la pensée unique, empirique plutôt que théorique, rationalisée plutôt que rationnelle, partisane plutôt qu'indépendante, dominante plutôt que démocratique, économique plutôt que politique. En bref, le marché, promptement érigé en régulateur universel, est devenu le système gouvernant les activités et les organisations humaines: échanges commerciaux de biens et de services bien sûr, mais aussi relations de travail, prestations diverses et tâches inaliénables de l'Etat, etc.

Le marché triomphant

A l'aune de la pensée unique et du marché triomphant, l'utopie ne pèse pas lourd. De même, elle ne saurait davantage résister au mouvement général et continu d'«économisation» de la société. On l'observe partout: Il y a sans cesse de nouveaux domaines qui se trouvent rattrapés par le marché et ses règles de fonctionnement. Même la culture n'y échappe pas, atteinte désormais au même titre que l'enseignement, la recherche ou le sport par exemple.

Cette évolution générale, la Suisse l'a largement devancée. Du Pacte fait au début d'août 1291 à l'Expo finalement devenue 02, l'histoire de la Suisse démontre une constante méfiance vis-à-vis de tout ce qui pourrait ressembler à un projet de bonheur collectif, mené, concrétisé, pour tout dire instrumentalisé par un Etat central qu'on s'est bien gardé de créer ou par toute autre instance qui se sentirait la mission de faire appliquer une utopie à la suisse. Fait symptomatique et terminologie significative: Berne reste modestement le siège des

autorités fédérales, le terme de capitale demeure inconnu dans le vocabulaire constitutionnel helvétique!



Tinguelys monumentale Skulptur für die Expo 1964 in Lausanne entstand in einer Phase, in welcher sich Tinguely von der Assemblage unterschiedlichster Abfallmaterialien im Sinne des Nouveau Réalisme abwandte: Den teilweise schrillen Material-, Form- und Farbkontrasten seiner Arbeiten wenige Jahre zuvor steht hier eine grössere Geschlossenheit und Tendenz zur Einfarbigkeit und Einansichtigkeit gegenüber. Auch die Bewegungen der Maschinen dieser Zeit sind deutlich weniger zufällig und unvorhersehbar als bei den früheren Arbeiten.

Dennoch erscheint die Maschine mit ihren gewaltigen Ausmassen von 8 x 6 x 4 Metern wie ein riesiger Organismus, in dem unzählige Prozesse ablaufen, die wir in ihrer Gesamtheit gar nicht mehr erfassen können.

Tinguely stand mit Werken wie diesem in der Tradition einer Avantgardekunst, die es sich seit Baudelaires Modernitätsforderung zum Ziel gesetzt hatte, unmittelbar und ungeschönt von den Verhältnissen in der modernen Gesellschaft zu sprechen und so die Betrachter auf die Erfordernisse der neuen Zeit einzustimmen.

«Modernität», «Fortschritt», «Wachstum» waren denn auch die Schlagworte, mit denen sich die bis dahin agrarisch geprägte und als rückständig geltende Schweiz im 20. Jahrhundert in den Reigen der Industrienationen einzuführen suchte. Auf der Leistungsschau Expo zeigte sich diese moderne Schweiz und Tinguely war – für diesmal zumindest – ihr Künstler. (Heinz Stahlhut)

Heureka, Entwurf 1964, Masse des Werks: 780 x 660 x 410 cm, Walter Bechtler-Stiftung, Zollikon; Standort: Kasino Zürichhorn, Zürich. © Museum Jean Tinguely, Christian Baur (Photo).

En revanche, la pensée unique de la contre-utopie, celle du marché donc, est relativement bien reçue. Elle l'est d'autant mieux que la Suisse peut se considérer comme experte en fédéralisme et en subsidiarité, en structures décentralisées (ce qui nous économise les programmes de décentralisation), en liberté du commerce et de l'industrie (ce qui nous économise les grandes manœuvres de la privatisation, mais non celles de la libéralisation).

La Suisse n'a pas hésité à devancer les recettes contemporaines, dont elle adopte la terminologie après en avoir fait l'expérience de plus ou moins longue date. Créée en 1939, Pro Helvetia est née d'une opération du type «outsourcing» avant l'heure; quant aux nombreuses organisations agricoles et professionnelles parapubliques fondées dans l'après-guerre, elles ont pour la plupart d'entre elles reçu des missions qui ressemblaient fort à ce que l'on appelle aujourd'hui des mandats ou contrats de prestations.

Un bonheur tout relatif

Aussi la Suisse, qui n'a jamais joué dans la cour des grands visionnaires, se contente de modestes carrés démocratiques, les préférant à de vastes jardins royaux. Elle construit son bonheur à son échelle, celle de la démocratie locale, des communes, agrégées en une confédération d'Etats souverains, au nombre de trois au départ, devenus vingt-trois un peu moins de 700 ans plus tard. Nous voilà en pleine idylle villageoise et fédéraliste. Comme quoi l'on peut à la fois refuser l'utopie et en même temps cultiver ses mythes.

Voilà qui nous incite à passer au deuxième syllogisme:

Le bonheur, en général et à la suisse

L'utopie du bonheur de l'humanité s'avère un vain idéal

Or la Suisse s'est toujours contentée de construire son propre bonheur

Donc la Suisse peut faire mieux que survivre.

S'agissant de vain idéal, voyez le Mur de Berlin: Son érection a matérialisé l'échec d'un régime qui se prétendait idéal, sa chute a constitué le plus formidable aveu, celui d'un prétendu idéal complètement discrédité auprès de ceux-là même dont il voulait faire le bonheur.

La Suisse se
caractérise

par une
ambition
mesurée,

une grande
constance
dans l'effort

et un goût
prononcé

pour tout ce
qui peut

passer pour
raisonnable.

Dans l'optique suisse, on ne pouvait rêver plus spectaculaire démonstration de l'effet pervers des idéaux (mal) mis en œuvre: ils se retournent systématiquement non pas contre leurs auteurs, mais bel et bien contre ceux qui en sont les soi-disant bénéficiaires. La médiocrité des réalisateurs doit y être pour quelque chose. En tout état de cause, un *Babeuf*, un *Lacordaire*, tout comme les *Equitables Pionniers de Rochdale* avaient sans doute raison, mais leurs projets n'ont pas supporté sans graves dommages la mise à l'épreuve de la réalisation. Autres exemples: *Jean-Jacques Rousseau* avait postulé une volonté générale que *Robespierre* s'imaginait incarner ou savoir lire, avec les conséquences que l'on sait; *Karl Marx* a déclenché de justes combats, pervertis par ceux-là même qui les ont menés, peut-être avec une conviction sincère, sans doute avec un zèle intempestif, en tout cas avec trop de géométrie et sans la moindre finesse.

Inutile de rappeler que la Suisse s'est toujours tenue à lointaine et prudente distance de tels excès. Sise au centre de l'Europe occidentale, elle s'est toujours montrée attachée au juste milieu – mais y a-t-il un milieu qui ne soit pas qualifié de juste? Dès lors, la Suisse se caractérise par une ambition mesurée, une grande constance dans l'effort et un goût prononcé pour tout ce qui peut passer pour raisonnable.

Certes, nous sortons quelquefois de notre réserve, le temps de céder à notre travers pédagogique et de donner une leçon au monde. Mais au reste, nous nous contentons d'un bonheur tout relatif, au double sens du terme: à la fois partiel et par rapport aux autres. En amateurs de belle ouvrage et de bonne facture, nous construisons ce bonheur avec nos propres ressources, nos mentalités, nos préoccupations. Pragmatisme, souci de faisabilité, esprit d'organisation et tradition de milice se combinent plutôt bien pour ladite construction.

Les mythes fondateurs

Pour fonder le tout, nous n'hésitons pas à nous appuyer sur nos mythes helvétiques, peut-être illusoire mais déterminants pour nos comportements collectifs et nos représentations communes. Nombre de Suisses partagent la conviction selon la-

quelle on peut faire son salut, autant dire son bonheur, tout seul; pour preuve: personne ne nous a aidé à constituer cette «Willensnation», cette nation volontaire construite par les Helvètes à la force de leurs bras réputés nouveaux.

Tout se passe comme si la Suisse ne se sentait jamais aussi solide, aussi sûre d'avoir raison, que dans les circonstances où elle se retrouve seule de son avis. On sait ce que donne cette curieuse tournure d'esprit vis-à-vis de la communauté internationale: la Suisse s'en tient volontairement à l'écart, qu'il s'agisse de l'ONU ou de l'Europe unie. Absente de telles instances, la Suisse se prive de toute prise d'influence sur le «main stream» des affaires décidées à New York ou à Bruxelles; ce qui signifie qu'elle renonce à influencer sur des choix qui la concerneront au moins indirectement; en d'autres termes, la Suisse se contraint elle-même à subir les «juges étrangers» qui faisaient si peur aux Waldstätten...

L'histoire montre que les difficultés extérieures dopent les Suisses, sans doute parce qu'elles renforcent le mythe de l'isolement fertile, tout comme le sentiment d'appartenance commune à ce pays, à défaut d'amour mutuel entre Confédérés.

Qu'en est-il des difficultés récentes et encore largement actuelles, internes à la Suisse, de nature aussi bien structurelles que conjoncturelles? Ne menacent-elles pas le bonheur à l'helvétique? Sans doute, mais pas profondément, comme l'affirme notre troisième syllogisme:

Précarité, sécurité, durabilité

Même la société suisse connaît aujourd'hui la précarité et la fin de tous les comforts

Or la Suisse a toujours mis l'accent sur la sécurité mais aussi sur l'effort

Donc la Suisse est ébranlée, mais reste durable.

On a tout dit sur la précarité générale liée à la mondialisation, sans que ces discours aient eu le moindre effet de frein sur un courant qui emporte tout, le monde de la finance d'abord, puis l'économie dans son ensemble.

La politique n'offre guère de résistance au mouvement, probablement consciente de sa propre impuissance. Pour savoir où se trouve désormais le pouvoir, il suffit de comparer les chiffres d'affaires et le taux de profit des grandes multinationales

.....

Nombre de
Suisse
partagent la
conviction
selon laquelle
on peut faire
son salut,
autant dire
son bonheur,
tout seul.

.....

d'une part, avec les pauvres richesses et le produit national brut des pays en développement ou même émergents d'autre part. Et pour prévoir l'évolution prochaine des rapports de force entre la politique et l'économique, entre le public et le privé, il suffit d'imaginer la tentation qui ne peut manquer de saisir les dirigeants des plus grands groupes industriels et financiers de se passer de l'Etat, de l'Etat national en tout cas, et même des organisations internationales, avec leurs lois, leurs procédures et leurs pratiques jugées par trop contraignantes.

La Suisse dans tout cela? Elle semble avoir cédé de longue date au primat de l'économique, mais en même temps elle résiste non sans vaillance aux plus graves effets de la mondialisation. Elle ne s'en sort pas pour autant sans dommages: il se peut que sa relative impréparation à la crise dont elle s'extrait présentement soit liée à son aspiration à une sécurité aussi développée que possible.

Grâce notamment à une protection légale étendue, on croyait échapper à la précarité générale, en sacrifiant tout au plus un réel confort (Cf. *Claudia Honegger et Marianne Rychner* [Hrsg.], «Das Ende der Gemütlichkeit – Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz», Zürich, Limmat Verlag, 1998). Et voilà qu'une législation alimentaire, sanitaire et vétérinaire pourtant exemplaire ne prévient ni le veau aux hormones, ni les vaches folles. Et voilà que le plein emploi devient un état privilégié apparemment disparu pour toujours, avec des taux de chômage près de rejoindre ceux qui prévalent en Europe. Et voilà que des guerres civiles et proches interpellent notre politique de la neutralité. Et voilà que des institutions, intouchables depuis toujours en viennent à s'autoréduire: l'agriculture et l'armée ne cessent de diminuer leurs effectifs et leur pouvoir, au point que seul le troisième terme de la sacrosainte trilogie en a, en clair les Alpes, garde tout son prestige de granit, de réduit et de transit à la fois obligé et difficile.

La victoire de l'extrême-Suisse

Notre isolement magnifique, un brin orgueilleux, est-il encore possible? Notre passé va-t-il nous rattrapper? Les pressions

économiques de l'extérieur, plus précisément des Etats-Unis, vont-elles remettre en cause notre indépendance, le secret bancaire, le fameux «Sonderfall»? Autant de questions qui préoccupent la population, surtout celles qui se rapportent à son sentiment identitaire. Autant d'interrogations qui font la matière du très intelligent discours blochérien et qui sont à l'origine de son succès. Un succès qui n'est pas, comme on le croit trop volontiers, celui de l'extrême-droite, mais bien celui de l'extrême Suisse.

M. Blocher exalte la mythologie helvétique, la capacité de résistance des Suisses, leur aptitude à l'effort, la solidité et la durabilité du pays, si bien démontrées par notre histoire – surtout si on en fait comme lui une lecture sélective. Mais *M. Blocher* oublie de célébrer l'avenir, sans doute pour ne pas éveiller des peurs, de faux espoirs, certaines suspensions. Tou-

Toujours
ce besoin
de sécurité
et de
faisabilité,
toujours cette
méfiance
à l'égard des
visions et
perspectives.

jours ce besoin de sécurité et de faisabilité, toujours cette méfiance à l'égard des visions et perspectives.

Et pourtant, la Suisse garde d'excellents atouts, forts ou fragiles selon la manière dont ils sont joués. Et c'est dans ce jeu qu'avec toute sa souplesse le pragmatisme peut s'avérer un immense avantage, pour autant qu'il soit assorti à la fois d'une propension au compromis le plus économique et d'une grande fermeté dans la lutte contre toute forme d'exclusion sociale.

A ce prix, et sans référence à une grande utopie ni à un idéal trop lointain, la Suisse peut s'avérer durable, et même profitable à la manière d'un «win-win business» d'une grande et bonne affaire. En quelque sorte le bonheur, tout relatif mais bien réel, par la mécanique compliquée des systèmes de subsidiarité et de péréquation. Où l'on voit que l'envers de l'utopie, ce peut aussi être mieux qu'une chance de survie. ♦

La Tête (Le Cyclope) fut une des très grandes aventures de la vie de Jean, de moi-même et de tous ceux qui ont participé aux travaux. Luginbühl venait assez souvent participer à La Tête. Il fit une oreille magnifique et une porte monumentale. Il était accompagné de Paul Wiedmer, jeune artiste et assistant. C'était un spectacle formidable de voir tous ces Suisses fous porter des barres de fer à 20 mètres du sol sans trembler. C'était les montagnes suisses qui leur donnaient le pied sûr. Moi qui souffre, non seulement de vertige, mais de désir de me jeter dans le vide, je les regardais avec la plus grande admiration. J'étais donc un bon spectateur. L'effort était colossal, souvent ils se brûlaient, se faisaient mal. La discipline était de fer. Ils travaillaient dans l'humidité et le froid pendant de longues heures et c'était dur. C'était le symbole de l'acte gratuit. Jean finança lui-même Le Cyclope.

aus: Niki de Saint Phalle, *Aventure Suisse*, Benteli Verlag Bern, 2. überarbeitete und ergänzte Auflage 1998, S. 18/19

Werte des Kleinstaats – Ursprung, Wandel, Aktualität, Zukunft

Jürg de Spindler

Werte sind nicht einfach gegeben, sie werden immer wieder definiert, in Frage gestellt, diskutiert, umgeworfen, erneuert oder aus der Vergessenheit hervorgeholt – sind Werte etwas Vergängliches? Von Werten wird erwartet, dass sie Anhaltspunkte geben, eine Orientierung bieten, als Mittel der Identifikation dienen – sind Werte etwas Dauerhaftes? Dieser Gegensatz führt gleich zur Frage nach der Funktion und dem Inhalt der Werte, was im folgenden Artikel schwergewichtig behandelt wird. Die Ausführungen stellen im wesentlichen die verschiedenen Wortmeldungen der Arbeitsgruppe «Werte des Kleinstaats» dar, während die Folgerungen vom Schreiben hinzugefügt worden sind. Drei thematische Schwerpunkte wurden gesetzt.

Als Auslöser einer aktuellen Wortediskussion wurden in zwei Eingangsvoten Veränderungen im gesellschaftlichen Umfeld angesehen, denen historische Bedeutung beigemessen wird.

Zum einen ist es die Stellung der Schweiz im Ausland, die im Rahmen aktueller Debatten ins Wanken gekommen ist, sei es wegen ihrer Rolle im Zweiten Weltkrieg, ihrer Stellung im europäischen Umfeld (Verhältnis zur EU) oder ihrem Verlust von relativen Privilegien im Vergleich zu anderen Ländern (sozialer Frieden, wirtschaftliche Prosperität usw.). Zu diesen externen Impulsen kommt das plötzliche Bewusstsein hinzu, im Innenverhältnis durch Bürgernähe und Subsidiarität geprägt zu sein und gleichzeitig im Aussenverhältnis in der wachsenden internationalen Verflechtung die entsprechenden Partizipationsmöglichkeiten zu verlieren.

Zum anderen wurde zur Begründung einer Wortediskussion beim Kleinstaat direkt angesetzt, der seiner Bedeutung beraubt worden sei. Während er im 19. Jahrhundert neben Grossstaaten koexistierte und eng mit Bürgerstaat und Volkssouveränität verbunden war, ist er im 20. Jahrhundert mit «Grossraum-Institutionen» konfrontiert. Allgemein geht es heute um den Gegensatz zwischen Einzelstaat und Globalisierung. Vor diesem Hintergrund seien zwei zentrale Entwicklungen für die Aushöhlung der Rolle des Kleinstaates verantwortlich. Einerseits handle es sich um die militärische Erkenntnis, dass der «Grosse Krieg» unmöglich geworden sei, andererseits sei aus ziviler Sicht die Kontrolle an der Grenze, welche eine wichtige Konstituante eines Kleinstaates ist, ebenfalls nicht mehr praktikabel.

Die Diskussion begann mit dem Gegensatz, ob Werte von einem Kleinstaat noch selbst entwickelt werden können oder ob sie nicht schon von aussen bestimmt seien. Der erste Fall geht davon aus, dass Werte im Rahmen eines kollektiven Kommunikations- und Entscheidungsprozesses sowohl über eine demokratisch abgestützte Diskussion als auch auf autoritative Weise festgelegt werden. Entscheidend ist, dass die Wertebestimmung in einem gewollten und gesteuerten Meinungsbildungsprozess stattfindet, während im zweiten Fall Werte von aussen aufgezwungen werden. Hinter der Frage nach den hierzu berechtigten Akteuren stand der demokratisch abgestützte Prozess, der nicht nur für den politischen Alltag, sondern auch grundsätzlich für Wortediskussionen als geeignet betrachtet wurde. Der Skepsis bezüglich der Urteilsfähigkeit der Stimmentenden oder der Bedeutung der Partizipationsrate (Stimmbeteiligung) wurde die Fähigkeit der Menschen zur Gewichtung einzelner Entscheide entgegengehalten: «Nicht alle Fragen sind gleich relevant».

Als institutionellen Bezugsrahmen für eine demokratische Wertebestimmung galten alle staatlichen Ebenen von der Gemeinde bis zur Nation. Besonders gewürdigt wurde die Rolle der Gemeinde als eigentliches Urwesen der Schweiz. Andererseits nahmen die Diskussionsteilnehmer auch auf die Kantone Bezug, die alle eigene Werte entwickeln und pflegen sollen, so dass ein starker Nationalstaat diesbezüglich nicht notwendig sei. Dabei wurde, mit Bezug auf den vorgeschlagenen Zusammenschluss der Kantone Genf und Waadt, auch darüber diskutiert, ob allenfalls sieben neu zu bildende Regionen die Rolle der Kantone übernehmen sollen. Schliesslich ist auch die europäische Ebene als Bezugsgrösse erwähnt worden, was aber eine Neu-Konzeption der Demokratie, wie sie heute im Kleinstaat Schweiz existiert, voraussetze.

Direkt verbunden mit dem institutionellen Bezugsrahmen ist die Frage nach der personellen Bezugsgrösse. Während die historisch bedingte territoriale Gliederung die Menschen in Bürger/-Nicht-Bürger oder Inländer/Ausländer einteilt, erlaubt der Bezug zu Personenmerkmalen eine Abgrenzung aufgrund anderer Kriterien. Die Meinung kristallisierte sich heraus, dass gerade langjährig wohnhafte Ausländer besondere Verfechter des «Schweizerischen» seien und deshalb zur Teilnahme an der Willensbildung und Wertebestimmung im Kleinstaat Schweiz zugelassen sein sollen.

Des weiteren wurde darauf hingewiesen, dass sich jeder Mensch eigentlich in mehreren Wertegemeinschaften («Wir-Gruppen») gleichzeitig befinde, so dass sich überlagernde Netzwerke die bisher geografische Starre überwunden hätten. So wurde ebenso ein Bezug zu *Habermas* hergestellt, was die Unterscheidung zwischen moralischen und ethischen Werten betrifft: Erstere seien solche, die allgemein geteilt würden (Menschenrechte), letztere solche, die im kleineren Raum Gültigkeit hätten.

Die Diskussion darüber, was als Wert für den Kleinstaat Schweiz gilt, verlief auf zwei Ebenen. Auf der einen Ebene wurden die Werte besprochen, welche typischerweise mit der Schweiz in

Verbindung gebracht würden: Neutralität, Solidarität, Demokratie, Föderalismus und Mehrsprachigkeit. Es wurde allgemein anerkannt, dass bisher diese Begriffe den kollektiv getragenen Orientierungs- und Identifikationsrahmen der Schweiz bildeten. Als Ursache sind sowohl interne (Zusammenhalt trotz Vielfalt) als auch externe (Nischenposition im internationalen Umfeld) Faktoren genannt worden. Die eingangs erwähnten Veränderungen im Umfeld der Schweiz warfen aber die Frage nach der Gültigkeit dieses Rahmens für die Zukunft auf. Wer dies bejahte, gestand jedoch andererseits ein, dass sie zumindest inhaltlich angepasst werden sollten. Zum Beispiel könne die Mehrsprachigkeit als nur eine Form der Multikulturalität allenfalls durch eine andere ersetzt werden, wie z.B. die Verstärkung eines gemeinsamen multikulturellen Bewusstseins: *«Lieber Wissen über die gemeinsame Geschichte als gemeinsame Sprache ohne geteilten kulturellen Bezug.»* Häufig kam die Ansicht zum Ausdruck, dass eigentlich diese für die Schweiz konstituierenden Elemente von ihr nicht mehr im gleichen Ausmass wie früher für sich allein beansprucht werden können, da diese von immer mehr Staaten geteilt werden. Dies gilt insbesondere für die multikulturelle Ausrichtung und die Demokratie, sowie teilweise für den Föderalismus.

Zur anderen Ebene der Argumentation gehörten jene Voten, welche die Rahmenbedingungen bzw. die kollektiven Entscheidungsprozesse mit der Wertfrage in Beziehung setzten. Der eigentliche Wert des Kleinstaates Schweiz bestehe in den gut funktionierenden Strukturen für Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozesse. Gerade die Bemühungen, mittels institutionalisierter Kommunikationsprozesse andersartige Werte zu verstehen, stelle einen Wert an sich dar. Ein Votant betonte, dass dank der langsamen Entscheidungsprozesse die Schweiz viele Fehler anderer Staaten vermieden oder zumindest im kleineren Ausmass erlebt hätte.

Im Zusammenhang mit der Bewahrung und dem Wandel von Werten wurde eine enge Beziehung zwischen den Werten und dem sie umgebenden institutionellen Rahmen (Entscheidungsprozesse und -strukturen) gesehen. Viele Diskussionsteilnehmer betrachteten darum die Demokratie und den Föderalismus als weiterhin zu verteidigende Werte. Einerseits stellen sie eigentliche Wertinhalte im Sinne von einem Orientierungs- und Identifikationsrahmen dar, andererseits bezeichnen sie eine spezifische Ausprägung für einen institutionellen Rahmen. Damit konnte auch die Frage, ob die Bewahrung von Werten überhaupt erwünscht wird, entschärft werden, und es wurde allgemein der Wandelfähigkeit von Werten das Wort gesprochen. Dazu gehörte auch der Wunsch nach einem (dezentralen) Wettbewerb von Wertediskussionen. Nur mit einer genügenden Wandelfähigkeit seien rechtzeitige Reaktionen auf Veränderungen von aussen oder auf sich verändernde Bedürfnisse der Menschen möglich: *«Wir müssen uns ändern, um den Kleinstaat Schweiz zu bewahren!»*

Notwendige Voraussetzungen für eine Wertediskussion ist die Meinungsäusserungsfreiheit und damit die Zulassung eines Meinungswettbewerbs.

Kollektiv bestimmte Werte sind in erster Linie für die Ausprägung von Entscheidungsprozessen bzw. gesellschaftlichen Organisationsstrukturen notwendig, während orientierungs- und identifikationsspendende Werte einer individuellen Entscheidung überlassen werden.

Im direkten Zusammenhang mit der Meinungsäusserungsfreiheit steht die Forderung nach genügend flexiblen Strukturen, um der Gefahr entgegenzuwirken, Werte aufzuzwingen: Wertvorstellungen können nur solange bestehen, als sie sich bewähren.

Der Kleinstaat lässt sich dann rechtfertigen, wenn er zur besseren Erfüllung dieser Folgerungen beiträgt, was in der Arbeitsgruppe generell unterstützt wurde. ♦

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Präsident: Regula Heusser-Markun; *Kommentator:* Jürg de Spindler; *Einführungsvoten:* Dieter Chenaux-Repond, Georg Kohler; *Advocatus diaboli:* Jacqueline Burckhardt.

Sebastien Bourquin, Joseph Candolfi, Peter Gross, Gerd Habermann (Freitag), Klaus Hug, Thomas Hürliemann, Alfred Kölz, Thomas Maissen, Hervé Mariton, Olivier Meuwly, Philippe Pidoux, Stefan Rüber, Mireille Schaffitz, Dietrich Schindler, Beat Sitter-Liver, Eduard Stäuble, Anja Tobler, Pierre Weiss, Myrtha Welti, Flavio Zanetti.

Das Image der Schweiz in der Welt

Daniel Brühlmeier

Der Ausgangsbegriff ist nicht unproblematisch: Als eingedeutschtes Allerweltswort (sprich: «Imitsch») überschneidet er sich zum Teil mit Clichés und Stereotypen. So erinnert er an eine PR-Schweiz von Bergen, Kühen, Käse und Chalets, kurz: an eine Heidi-Schweiz, allenfalls noch an Schokolade, Banken und Armeemesser. Als Imago wiederum könnte es tiefenpsychologische Dimensionen ausleuchten.

Die Gruppe spricht dann auch viel eher vom «Bild der Schweiz», vom Aussenbild, das uns aber unweigerlich immer wieder auf uns selbst und das Bild, das wir von uns selbst machen,

zurückwirft. Wir Schweizer, die wir uns über Jahrhunderte als «Antithese», «Kontrapunkt» oder «Gegenläufigkeit» zu allen anderen und vor allem zu unseren Nachbarn verstanden haben, sind in der Tat ausgeprägt angewiesen auf das Bild, das sich andere von uns machen. Unser Selbstbild ist stark von den Fremdbildern bestimmt.

Das kommt der Wirklichkeit und den Schwierigkeiten und Problemen, die wir mit ihr haben, schon näher, denn: *Erstens* hat die Schweiz nie wie (einst) nationalistische Zentralstaaten bewusst und programmatisch ein dominantes Bild von sich selbst entwerfen können. *Zweitens* sind die Realitäten, die es zu kommunizieren gilt, immer ein bisschen komplexer, unverständlicher und vielleicht auch fragiler als anderswo: Vielfalt der Sprachen, Kulturen und Mentalitäten, direkte Demokratie, Konkordanz, Verschontwerden von Kriegen (notabene seit 1848) usw.

Die ausländischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer erinnern uns daran, dass wir auf eine für sie faszinierende Weise selbstkritisch sind, aber neuerdings bei solchen Diskussionen auf geradezu groteske Weise Gefahr laufen, in eine selbstzerfleischende Nabelschau zu geraten: «*Man kann alles übertreiben!*» Beim Holocaust ist es sogar so, dass dies vorher nicht unser Problem war, jetzt beanspruchen wir es als nur unseres, und unser einziges ...

Nicht zuletzt die Briten versichern uns da, dass unser Ansehen in der Welt durchaus intakt ist, und dass wir mit ihnen wohl nur jenen Makel teilen, «*schlechte Europäer*» zu sein.

Dennoch: Grund zur (Selbst-)Zufriedenheit haben wir nicht. Imagepflege ist heute unter den Prämissen der globalisierten Informationsgesellschaft eine Notwendigkeit, nach innen wie nach aussen, und es herrschte ungeteilte Übereinstimmung, dass hier ein grosses Defizit besteht. Wir kommunizieren zu wenig, und zu wenig über glaubwürdige Personen, Gesichter, die (auch in der Welt) für etwas stehen. Ja einige fürchten sogar, dass die Schweiz nach aussen hin mit dem Gesicht *Christoph Blochers* identifiziert werden könnte. Es wird auch daran erinnert, dass die «Eliten» im Lande und vor allem auch der Bundesrat spät auf Europa eingeschwenkt sind. (Und, um den Gedanken an einem anderen, rein inländischen Beispiel weiterzuführen: in der Frage der Regierungsreform zeigt der Bundesrat sich so lustlos desinteressiert, dass er in seiner Struktur und Zusammensetzung wohl bald von den Mehrheitsverhältnissen im Parlament und deren Legitimität überrollt werden dürfte ...)

Es wurde uns aus berufenem Munde auch in Erinnerung gerufen, dass es für alles in der Geschichte ein Zeitfenster gibt, das nicht in alle Ewigkeit offen steht (es gibt ja auch die Strafe des Zuspätkommens in der Geschichte). Die Gefahr des Vergessenwerdens ist heute real, und sie könnte bedrohliche Konsequenzen haben. Gegen das genannte Zeitfenster (für eine Integration in Europa) wurde dann aber auch das spezifisch schweizerische «*Es braucht in einer direkten Demokratie halt Zeit*» gehalten. Geschichte ist eine formative Kraft, sagte *Jonathan Steinberg* im Hauptreferat. Das bedeutet aber auch, dass wir Liebgewonnenes nicht an einem Tag über den Haufen werfen (können).

Wir werden also zwangsläufig auf uns zurückgeworfen und haben uns der zentralen Frage zu stellen: Welche Identitätsmerkmale – Mehrsprachigkeit, direkte Demokratie, Föderalismus, Milizsystem, Neutralität, Wirtschaftsstärke, Geschichtsmymen – sind unverzichtbar, und welche hingegen bedürfen heute der Anpassung an zum Teil grundstürzend veränderte Verhältnisse oder gar der Aufgabe? Abschliessend wurde dies nicht beantwortet, doch völlig unverständlich erschien – nach innen wie nach aussen – das Festhalten an der Neutralität und, daraus abgeleitet, das Abseitsstehen in der internationalen Völkergemeinschaft.

Neutralität wird nicht nur zunehmend zur «Sackgasse», sondern auch zum Risikoelement. Gleichzeitig aber auch zur Nagelprobe: Wir rühmen uns unserer Internationalität, und das mit guten Gründen (etwa IKRK). Um sie zu behalten, müssen wir uns aber auch explizit dazu bekennen, uns wirklich auch so verstehen. Als Make-up genügt das nicht mehr. Aber auch hier blieb das Dilemma, notwendigerweise handeln zu müssen *und* es dann auch im günstigen Moment zu tun.

Die Prämissen der Zivilgesellschaft erlaubten eine breite Palette von Meinungen, und das ist auch gut so. Die Äusserung, in der Schweiz bewege sich die Gesprächskultur auf einem philosophisch und ethisch vergleichsweise tiefen Niveau, und dies reflektiere sich etwa auch in der Rechtsprechung des Bundesgerichtes, blieb nicht unwidersprochen. Zum ganz am Schluss in den Raum gestellten Ansinnen, man trage zu einem schlechten Image bei, wenn man *Jean Ziegler* durch Nicht(wieder)wahl ausgrenze, möchte der Schreibende – auch ganz zum Schluss – noch seinen entschiedenen Dissens anmelden. ♦

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Präsident: Klaus Kinkel; *Kommentator:* Daniel Brühlmeier; *Einführungsvoten:* Rolf Bloch, Thomas Borer, Helmut Maucher, Anne Petitpierre; *Advocatus diaboli:* Philippe Lévy.

Jean Paul Aeschlimann, Jean Fred Bourquin, Harold Chipman, Giancarlo Dillena, Jacqueline Fendt, Herbert Gienow, Gaston Guex, Jean-Claude Hefti, Margrit Huber-Berninger, Christopher Hulse, Stéphane Montangero, Susanne Oberholzer, Ellen Ringier, Antonio Riva, Marlène Schnieper, Jonathan Steinberg, Guido Vestuti, Madame Zhon.

Supermächte und Superstrukturen – Rolle und Platz der Schweiz

Robert Nef

Der Plural «Supermächte» ist nach 1989 nicht mehr zutreffend. Eine realistische weltpolitische Lagebeurteilung zeigt, dass es heute, unabhängig davon, wie man dies im Hinblick auf eine globale Ordnung bewerten mag, nur noch eine einzige Supermacht gibt: die USA. Jenes Gleichgewicht zwischen der sogenannten Ersten und Zweiten Welt der Supermächte, den jeweils assoziierten Mittelmächten und Satelliten und einer zwischen beiden Blöcken lavierenden Dritten Welt ist Geschichte. Möglicherweise beruhte es schon seit längerem eher auf vereinfachenden Mythen als auf harten Fakten, aber es hat immerhin verhindert, dass der Kalte Krieg zu einem heissen wurde, und die Tatsache, dass die Sowjetunion schon 1989 effektiv keine Supermacht mehr war, ist möglicherweise der Hauptgrund für die unblutige Auflösung des Ostblocks. Die neutrale Schweiz war weder in diesem von groben Vereinfachungen gekennzeichneten Welt-system der zwei von einer Supermacht dominierten Machtblöcke und der «Blockfreien» noch im Bild von den «Drei Welten» eindeutig zuzuordnen. Die Rolle und der Platz der neutralen Schweiz war schon in diesem historisch gewordenen Gefüge nicht leicht zu bestimmen, «neutral, aber nicht neutralistisch und auch nicht gesinnungsneutral, der westlichen Welt zugehörig, aber nicht in ihr Verteidigungssystem integriert». Wie ist die Lage heute zu beurteilen? Die Grundfrage des Symposiums, «Die Schweiz, eine Utopie?», stellte auch die Frage nach dem Ort (*Topos*) oder eben Nicht-Ort (*U-topos*) in diesem globalen System. Neutralität ist, wenn man sie wörtlich nimmt, mit Utopie verwandt und hat etwas mit der Weigerung zu tun, eine bestimmte Rolle zu übernehmen und einen bestimmten Platz im Sinn einer Option für Mitgliedschaften und Zugehörigkeiten zu definieren. Die tatsächliche Stellung der Schweiz, die sie unabhängig von ihrer selbstbestimmten Rollendefinition einnimmt, war in der Gruppendiskussion unbestritten. Einhellig wurde festgestellt, dass der Begriff Supermacht nur noch für die USA zutrifft. Daneben existieren zahlreiche, nach unterschiedlichen Kriterien zu definierende Mittelmächte, regionale Mächte und schliesslich alle anderen Staaten, zu denen auch die Schweiz gehört. Der Begriff des Kleinstaates Schweiz muss jedoch relativiert werden. Viele kleinere Staaten sind in den letzten Jahren entstanden. Die Schweiz nimmt jedoch, wenn man ihre Wirtschafts- und Finanzkraft misst, eher eine Spitzenposition ein. Sie figuriert in den internationalen Ratings bezüglich Wohlstand, ökonomischer Freiheit und politischer Stabilität meist unter den «Top Ten». Nur im aussenpolitischen Bereich übt sie eine selbstverordnete Zurückhaltung, die in Frage gestellt werden muss bzw. die nach aussen und innen begründungspflichtig ist.

Mit «Superstrukturen» ist das Uno-System gemeint. Dieser Begriff wurde aber in der Diskussion in Frage gestellt. Die Vereinten Nationen sind keine «Superstruktur», sie sind vielmehr ein weltweites Netz der Zusammenarbeit und betreiben einen weit geringeren Verwaltungsaufwand an Personal und Finanzen als z.B. ein westlicher Staat. Das Budget der Uno, so wurde bestätigt, entspricht etwa jenem der Stadt Bonn. Dieses Netz der Zusammenarbeit entspricht auch der heutigen Situation in der Welt. Kein Staat kann heute mehr allein handeln. Der Begriff «Alleingang» ist daher realitätsfremd und irreführend. Er ist auch historisch betrachtet unzutreffend. Die Mehrheit der Staaten wollen Sicherheit und Prosperität. Diesen Zielen hat die internationale Zusammenarbeit zu dienen.

Der Platz und die Rolle der Schweiz in diesem weltweiten Gefüge werden unterschiedlich gesehen. Ins Zentrum wurden die Menschen, ihre Bedürfnisse und Ängste gestellt. Ihnen muss in einem Staat, der von unten nach oben aufgebaut ist, besser Rechnung getragen werden. In aktivem Dialog und Verhandlungen zwischen der Bevölkerung unter Einbezug der *opinion leaders* sollten die aussenpolitischen Schritte vermehrt innenpolitisch kommuniziert und verankert werden. Dieser Prozess muss einer lebendigeren Gestaltung der direkten Demokratie dienen; denn die abstrakten Fragen müssen für die Bürgerinnen und Bürger konkret überprüfbar werden. Zu diesem Zweck befasste sich die Gruppe mit dem künftigen Handlungsbedarf, den prioritären Inhalten und dem Zeitplan. Die nächsten Prioritäten sind die bilateralen Verträge, der schweizerische Beitrag an die internationale kooperative Sicherheit, insbesondere die Bewaffnung des schweizerischen Militärs zum Selbstschutz bei Auslandeinsätzen sowie der Beitritt zur Uno, der eine Normalisierung unserer bereits sehr engen Beziehungen mit dem Uno-System bringen würde. Die Erfahrung zeigt auch, dass die Schweiz durchaus politisch nachdrücklicher mitwirken kann; sie beweist dies täglich in politischen Organisationen, wo sie bereits Mitglied ist, wie vor allem in der OSZE. Zur Frage des EU-Beitritts gab es in der Gruppe ein breites Meinungsspektrum. Neben einer breiten grundsätzlichen Unterstützung des Beitritts wurden die Kernfragen der Weiterführung der direkten Demokratie, der Unabhängigkeit, der Souveränität und der Neutralität angesprochen, wobei vor das letztgenannte Prinzip auch bei Befürwortern des Beitritts eine nicht zu übersehende «Hemmschwelle» gesetzt wird. (Man ist «im Prinzip immer noch für das Prinzip», bekundet aber zunehmend Mühe, das Prinzip in Übereinstimmung mit den übrigen Optionen und Postulaten rational zu begründen. Mehr als die Forderung nach einem schrittweisen «geordneten Rückzug» aus der Maxime scheint selbst in der intellektuellen

Debatte immer noch tabu zu sein.) Diese Themen sollten bereits heute Gegenstand einer breiten Diskussion bilden, auch um zu verhindern, dass sie mit falschen Vorstellungen belegt werden.

Der Zeitplan für die prioritären Geschäfte ist praktisch vorgegeben: Die bilateralen Verträge sollten 2000, der Ausbau unserer Beteiligung an der kooperativen Sicherheit 2001 in Kraft treten. Für 2002, spätestens Anfang 2003, ist die Abstimmung über den Uno-Beitritt geplant. Rein formell ist der politische Entscheid über einen EU-Beitritt frühestens 2008 möglich.

Die Diskussion, welche diszipliniert von einer Analyse der im Thema gegebenen Begriffe ausging und ein konkretes Ergebnis anvisierte, ohne Gegenmeinungen auszublenden, war geprägt von jenem aufklärerischen Zeitgeist, welcher Werte wie «Öffnung», «Mitwirkung», «Integration» und «Normalisierung» ins Zentrum stellt und «Eigenständigkeit», «Gegenläufigkeit», «Sonderrolle» und «Anti-Zentralismus» als veraltet und überholt hinstellt. Ob der Zeitgeist – rückblickend – immer als «fortschrittlich» bezeichnet werden kann, zeigt sich erst in historisch grösseren Zeiträumen. Neue Lagebeurteilungen sind in neuen Lagen notwendig, und wer Realitäten verdrängt, verpasst den Anschluss an die Entwicklung. Es gibt immer einen legitimen Anpassungsbedarf, fragt sich nur, in welcher Richtung und in welchem Tempo. Anpassungen im Bereich der prinzipiellen Ausrichtung sind aber sorgfältig zu dosieren und nötigenfalls auch zu verweigern. Dem Berichterstatter sei als *dissenting opinion* gestattet, darauf hinzuweisen, dass es auch gute Gründe gibt, die gegenwärtige europa- und weltpolitische Lage in Relation zu setzen zu einer längeren Geschichte, welche reich ist an wechselnden Konstellationen und unerwarteten neuen Chancen und Risiken. Vorsicht und Zurückhaltung sind darum vielleicht doch keine so schlechten Ratgeber. Im Hinblick darauf ist die Rolle und der Platz der Schweiz zu behaupten und allenfalls neu zu bestimmen, so autonom wie möglich und so heteronom als nötig, in der richtigen Mischung von gesundem Selbstbewusstsein und nüchternem Sinn für Realitäten. ♦

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Präsidentin: Marianne von Grünigen; *Kommentator:* Robert Nef; *Einführungsvoten:* Erwin H. Hofer, Franz Muheim, Jenö Staehelin, Jean-Pierre Zehnder; *Advocatus diaboli:* Theodor M. Tschopp.

Gunnar Adler-Karlsson, Hans Arnold, Tiziano Balmelli, Jeanne Barras Zwahlen, Claudio Berta, Christian Boesch, Jean Bovin, Jack Brunnschweiler, Gustav Däniker, Corinne Erni, Marcello Foa, Fulcieri Kistler, Gerd Habermann (Samstag), Erwin Koller, René Rhinow, Alfred Rüegg, Adrian Schmid, Kurt R. Spillmann, Frank Vibert, Martin von Orelli.

Wissen und Know-How: der Rohstoff der Zukunft – die Schweiz als Ausbildungs- und Forschungsplatz

Wolfgang Behschnitt

Wissen ist nicht nur der Rohstoff der Zukunft, sondern auch der einzige Rohstoff, der sich vermehrt, wenn man ihn gebraucht. Zudem stellt Wissen für die rohstoffarme Schweiz die wertvollste Ressource dar. In einer Zeit knapper öffentlicher Mittel stehen die Institutionen der Lehre und Wissenschaft unter einem wachsenden Druck, ihre Leistungsfähigkeit und Effizienz unter Beweis zu stellen. – Dies sind die Prämissen der Debatte über die Wissensgesellschaft Schweiz, über ihren wichtigsten Rohstoff und dessen sorgfältige Pflege und Nutzung. Eine Analyse der Stärken und Schwächen der bestehenden Bildungs- und Forschungslandschaft in der Schweiz zeigt in groben Zügen folgendes Bild: Auf der Habenseite ist die naturwissenschaftlich-technische Leistungsfähigkeit von Wirtschaft und Hochschulen zu verzeichnen, darüber hinaus das duale System der betrieblichen Ausbildung, das praktische Berufserfahrung, Sozialkompetenz und gründliche Fachkenntnisse gleichermassen vermittelt. Diesen positiven Bewertungen steht eine ganze Reihe von Fragezeichen gegenüber: Gefährdet die Konzentration auf eher traditionelle Wissenschafts- und Technikbereiche die Zukunftsfähigkeit der Schweiz? Welche Funktion erfüllen heute die Geistes- und Sozialwissenschaften im Verhältnis zu Naturwissenschaft und Technik sowie zu den anderen gesellschaftlichen Bereichen? Wie können Evaluationsverfahren gestaltet werden, die den Besonderheiten der jeweiligen Wissensgebiete Rechnung tragen? Auf welche Weise kann angesichts der Entwicklung hin zu Massenhochschulen eine angemessene Förderung des intellektuellen Kapitals sichergestellt werden? Wie wirkt sich die steigende Maturandenquote auf die Studierfähigkeit einerseits, auf das duale System andererseits aus? Welche Hindernisse stellt der Föderalismus der Entwicklung eines leistungsfähigen Bildungs- und Forschungssystems entgegen? Und schliesslich: Wie lässt sich die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft intensivieren?

Vor Ansätzen zu einer möglichen Problemlösung muss zunächst geklärt werden, an welchen Wert- und Zielvorgaben sich das Wissenschaftssystem der Zukunft orientieren soll: Dem Wissenschaftssystem stellt sich die Aufgabe, in einer dynamischen, global vernetzten und digitalisierten Welt längerfristige Entwicklungsperspektiven zu schaffen. Nicht nur der schnelle Ertrag, die Orientierung am kurzfristigen *shareholder-value*, dürfen die Forschungsentscheidungen be-

stimmen. Auf der Ebene der Ausbildung bedeutet dies, dass neben gründlichen Sachkenntnissen vor allem die Kompetenz, zukünftige Probleme zu lösen, vermittelt werden muss. Die Fähigkeit zum Umgang mit zukünftigen Unsicherheiten und Herausforderungen, die Bereitschaft zum lebenslangen Lernen, Antizipations- und Innovationsvermögen gehören zu den grundlegenden Anforderungen, welche die dynamische Wissensgesellschaft an ihre Mitglieder stellt. Hinsichtlich dieser grundsätzlichen Orientierung besteht Einigkeit unter den Vertretern der Wirtschaft, der Politik und des Bildungssystems. Unterschiedliche Akzentuierungen werden aber deutlich, wenn es um die konkreten Folgerungen für die Gestaltung eines zukunftsfähigen Wissenschaftssystems geht. Dass eine solche Zukunftsorientiertheit und Flexibilität des Wissenschaftssystems ein Klima der Kreativität und Offenheit, der Neugierde und Experimentierfreudigkeit erfordere – und damit auch entsprechende Freiräume und Experimentierfelder –, wird nicht von allen Wirtschaftsvertretern gleichermaßen betont: Auch das systematische und schrittweise Vorgehen, das auf dem Erreichten aufbaut und jeweils die momentanen technischen und ökonomischen Erfordernisse berücksichtigt, sei eine erfolgversprechende Strategie, mit der die Schweiz bisher gut gefahren sei. Dass für das Wissenschaftssystem der Zukunft eine umfassende Vernetzung der verschiedenen Wissensbereiche untereinander ebenso wie mit allen anderen gesellschaftlichen Bereichen unabdingbar ist, wird demgegenüber nicht in Frage gestellt. Schulen und Hochschulen sollten zu «*permanent offenen Anstalten*» (Camartin) werden: offen für die Bedürfnisse der unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen, offen aber auch im Sinne eines lebenslangen Lernens jedes einzelnen.

Welche prinzipiellen Richtungsentscheidungen sind vor diesem Orientierungshorizont zu treffen? Angesichts der beschränkten Ressourcen in einem im Vergleich mit den anderen Industrienationen kleinen Gemeinwesen darf Offenheit und Flexibilität nicht mit Profillosigkeit gleichgesetzt werden. Im Gegenteil: Es sind deutliche Prioritäten zu setzen. Die in der Botschaft des Bundesrats zur Wissenschaftsförderung formulierten Schwerpunkte (*life-sciences*, Informationstechnologie, Nachhaltigkeit, Geistes- und Sozialwissenschaften) finden Zustimmung, verbunden allerdings mit der Forderung, die notwendige Konkretisierung dieser Schwerpunkte müsste nun ohne weitere Einmischung politischer Organe der Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft überantwortet werden. Darüber hinaus wird hervorgehoben, dass gerade in einem Land, in dem beschränkte Mittel der Grundlagenforschung und der Diversifizierung Grenzen setzen, auch die Konzentration auf die anwendungsorientierte Forschung als eine zukunfts-trächtige Spezialisierung gelten kann. Die Stärke des Wissenschafts- und Wirtschaftsstandortes Schweiz in diesem Bereich sollte konsequent ausgebaut werden. Dass demgegenüber Freiräume erforderlich sind, in denen unabhängig von konkreten Nutzenwendungen geforscht und gelehrt werden kann, bleibt grundsätzlich unbestritten.

Die konkreten Konsequenzen dieser Überlegungen für die Gestaltung des Wissenschaftssystems in der Schweiz sind vielfältig und – wie es in der Natur der Sache liegt – wenigstens teilweise umstritten. Eine erste und besonders naheliegende Konsequenz ist, dass eine angemessene finanzielle Ausstattung zur Verfügung gestellt werden muss. Sie wird im Wettbewerb um knappe öffentliche und private Mittel freilich nur durchzusetzen sein, wenn sowohl eine überzeugende Konzeption vorliegt als auch die Leistungen des Wissenschaftssystems in Ausbildung und Forschung genauer nachprüfbar sind, als dies bisher der Fall ist. Letzteres erfordert Evaluationsverfahren, die sich statt der mechanischen Berufung auf Zitationsindices usw. den Spezifika der jeweiligen Wissensgebiete anpassen. Solche Verfahren wären auch Bestandteil der Wettbewerbsbedingungen zwischen den einzelnen Institutionen. Anreize für einen Wettbewerb in der Forschung ebenso wie im Bereich der Lehre zu schaffen, ist eine der wichtigsten Aufgaben bei der Neugestaltung des Wissenschaftssystems. Weitere Voraussetzungen für eine stärkere Wettbewerbsorientierung sind eine grössere Autonomie der Institutionen und im Zusammenhang damit eine Flexibilisierung der Beschäftigungsverhältnisse und Berufungsverfahren bzw. eine Neuordnung der akademischen Ausbildung. Erst so können die Institutionen (inhaltlich und personell) individuelle Profile entwickeln und sich effektiv auf die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedürfnisse einstellen. Der freie Wettbewerb unter den Handelnden im Wissenschaftssystem wird freilich immer auch durch politische Richtungsentscheidungen beeinflusst werden, bei denen systemexterne Faktoren zum Tragen kommen. Regionalpolitisch motivierte Beschlüsse, etwa die Stärkung der Innerschweiz oder der italienischen Schweiz durch Universitätsgründungen, liefern dafür aktuelle Beispiele. Aus der beschränkten Grösse der Wissenschaftslandschaft Schweiz ergibt sich aber vor allem die Forderung nach intensiverer Vernetzung und grösserer Mobilität. Unter der Voraussetzung, dass sich die Bildungs- und Forschungseinrichtungen stärker profilieren, wird der Austausch auf allen Ebenen – auf der Ebene der Studierenden, der Lehrenden und der Forschenden – unabdingbar sein. Nur ein solcher Austausch kann gleichzeitig die Breite der Ausbildung garantieren und im Bereich der Forschung die «kritische Masse» schaffen, die eine erfolgreiche Arbeit verspricht. In diesem Zusammenhang ist auch die europäische Kooperation von Bedeutung. Sie erfordert nicht notwendig eine Angleichung der Ausbildungssysteme, wie es beispielsweise das Credit-Transfer-System der EU-Staaten vorsieht,

sondern lässt sich im individuell abgestimmten Verbund einzelner Hochschulen und Forschungsinstitutionen unter Umständen sogar erfolgreicher praktizieren. Vernetzung lautet auch das Schlagwort hinsichtlich der Rolle der Geistes- und Sozialwissenschaften. Das neue Studienkonzept der ETH Zürich, das diese verstärkt (d.h. als obligatorische Bestandteile) in die technisch-naturwissenschaftlichen Studiengänge einbindet, könnte dafür ein Modell darstellen.

Mit Blick auf die mangelnde Qualifikation vieler Studienanfänger erscheint ein weiterer Anstieg der Maturandenquote nicht wünschenswert. Die Maturität soll auch in Zukunft neben ihrer Bildungsaufgabe den Selektionsauftrag erfüllen, d.h. die Studierfähigkeit der Maturanden gewährleisten. Damit wären zum einen die Hochschulen entlastet, zum anderen das duale Bildungssystem gestärkt. Die beiden Ausbildungsschienen – einerseits von der Matura zur Hochschule, andererseits von der betrieblichen Ausbildung zur Fachhochschule – sollen mit ihren je spezifischen Anforderungsprofilen erkennbar getrennt bleiben.

Die Schweiz – eine Utopie? Zwar stehen Bildung und Forschung, indem sie zukünftige Entwicklungen antizipieren und beeinflussen wollen, wie wenige gesellschaftliche Bereiche dem utopischen Denken offen. Doch nicht die *Lust* am Utopischen als Vision, so scheint es, bestimmt heute die Zukunftsentscheidungen, vielmehr die *Notwendigkeit* des Utopischen. Dass das Schweizer Wissenschaftssystem im europäischen Vergleich jedenfalls nicht an Anziehungskraft verloren hat, zeigt zeitgleich zur Tagung auf dem Wolfsberg ein Interview der Wochenzeitung *«Die Zeit»* mit dem Gründungsrektor der deutschen Reformuniversität Erfurt, *Peter Glotz* (vom 28. Oktober 1999). *Glotz* verlässt vorzeitig seinen Posten im Clinch mit den politischen Rahmenbedingungen, bürokratischen Hemmnissen und unvermeidlichen Sparmassnahmen. Sein Ziel: die Universität St. Gallen. ♦

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Präsidentin: Barbara Haering; *Kommentator:* Wolfgang Behschnitt; *Einführungsvoten:* Heinrich Ursprung, Konrad Osterwalder; *Advocatus diaboli:* Iso Camartin.
Fritz Blaser, Gallus Cadonau, Bice Curiger, Lena Dreher, Hans Eigenmann, Daniel H. R. Freytag, Hans Huber, Herbert Jost, Michael Kohn, Heidi Schelbert, Bernd Schips, Eugen Schmid, Andreas Urs Sommer, Rudolf Walser.

Die Schweiz der Banken, der Versicherungen, der Finanzen, des Kapitals – ihre Rolle in einer globalen Dienstleistungsgesellschaft

Michael Wirth

Für global präsen- te Unternehmen wie die Schweizer Grossbanken, Versicherungen und andere international tätige Schweizer Finanzdienstleister hat die Frage der Zugehörigkeit der Schweiz zur Europäischen Union – zumindest kurzfristig und unmittelbar – einen geringeren Stellenwert als etwa für kleinere Schweizer Industriebetriebe. Von entsprechend geringerer Bedeutung sind für die Grossbanken deshalb auch die bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU.

In diffuserem Licht freilich stellt sich die Situation in der Schweiz selbst dar. Zu den Vorteilen des Finanzplatzes Schweiz gehören vor allem das Bankgeheimnis und der Zinsvorteil von zurzeit 1–2 Prozent. Immerhin werden – laut Nationalbank – in der Schweiz Vermögen in Höhe von 4500 Mia Schweizer Franken verwaltet, und 33 Prozent des Bruttoinlandprodukts der Schweiz werden durch den Finanzplatz erwirtschaftet. Angesichts dieser enormen volkswirtschaftlichen Bedeutung von Banken und Versicherungen lautet eine zentrale Frage: Werden gewisse Vorteile, die der Finanzplatz Schweiz zurzeit noch gegenüber der europäischen und aussereuropäischen Konkurrenz – London, Frankfurt, Paris, Luxemburg, Bahamas und Caymans-Inseln – bietet, dauerhaft haltbar sein und auf Schweizer Seite, von Banken und Politik mithin, auch ausreichend gegenüber der Öffentlichkeit und den Medien verteidigt?

In den letzten Jahren ist das Bankgeheimnis in der Schweiz international stark unter Druck geraten. Vor allem die USA stellen heute die Gültigkeit der Voraussetzungen, unter denen 1934 das Bankgeheimnis eingerichtet wurde – Schutz privaten Fluchtkapitals aus faschistischen Diktaturen – in Frage und verlangen mehr Transparenz, zweifelhaftes Kapital betreffend. Hinter den Kulissen ist bereits von der Forderung nach Aufhebung des Bankgeheimnisses die Rede. Offiziell anerkennen die USA und die EU zwar die in den letzten 10 Jahren in der Schweiz getroffenen Massnahmen, um kriminelles Kapital fernzuhalten und Geldwäscherei zu verhindern. In Anbetracht der Bestrebungen der EU, Kohärenz im Bereich der Kapitalertragsbesteuerung zu schaffen, stellt sich die Frage der Rolle, welche die Schweiz im Verhältnis zu den verschiedenen Varianten einzunehmen gedenkt.

Soll die Schweiz eine Vorkämpferrolle in Sachen «Privacy» übernehmen, nicht zuletzt im Bewusstsein, dass es auch in den USA einflussreiche Kreise gibt, die sich für ein Bankgeheimnis ein-

setzen? Nicht ganz unberechtigt scheint die Furcht bei Schweizer Bankiers zu sein, dass nach dem Verschwinden des Schweizer Bankgeheimnisses in anderen Sphären der Welt unter dem Einfluss der USA ein neues entstehen könnte. Sollten Zugeständnisse auf Steuerseite – etwa durch Erhebung einer minimalen Zinssteuer – gemacht werden, um das Bankgeheimnis zu retten? Letzteres könnte sich als realistische Lösung erweisen. Wenig ratsam scheint hingegen ein Rückzug auf moralische Argumente, etwa, dass der *Off-shore*-Platz Schweiz eine Stätte des Heils für die vom Fiskus gebeutelten Bürger der europäischen Nachbarstaaten sei und die Schweiz ein Zeichen für eine massvolle Besteuerung setze. Dafür fehlt der Schweiz die moralische und rechtliche Legitimation. Dass das Land allerdings auch keinen vorauseilenden Gehorsam praktizieren sollte, ist ebenso angemessen.

Vor dem Hintergrund der Frage, was von Schweizer Seite in künftige Verhandlungen einzubringen ist, scheint eine effizientere Koordination zwischen Banken, Politik und Diplomatie wünschenswert zu sein. So wäre es für die Schweizer Diplomatie von Nutzen, in unmittelbarem Kontakt mit den Banken deren Einschätzung künftiger Entwicklungen und den entsprechenden Handlungsbedarf zu erfahren, und für die Banken wäre es vorteilhaft, über zu erwartende internationale, politische Prozesse von den Diplomaten vor Ort aufgeklärt zu werden. Diese Forderung scheint um so dringlicher zu sein, – im übrigen nicht nur, was den Finanzplatz betrifft – als die künftigen, für die Schweiz relevanten Entwicklungen in einem Umfeld stattfinden, in dem das Land immer weniger präsent ist. Zu erwarten ist, dass es für die Schweiz immer schwieriger wird, neue Entwicklungen zu erfassen und die erforderlichen Positionen zu beziehen. Man denke etwa an Währungsfragen, aber auch an die bald anstehenden Änderungen im Asylrecht und an die von der EU angestrebte Strafrechtsannäherung. Die bilateralen Verträge umfassen diese Gebiete nicht; sie stellen lediglich eine Etappe dar, die einerseits nur einen winzigen Ausschnitt der EU-Realität erfasst und andererseits rasch durch neue Entwicklungen überholt wird.

Unabhängig vom internationalen Druck auf die Schweiz steht der Finanzplatz Schweiz auch vor Aufgaben, welche der Wettbewerb mit anderen Finanzplätzen stellt. So ist Zürich, Genf und Lugano beim institutionellen Anlagegeschäft in Frankfurt und London bereits eine grosse Konkurrenz erwachsen. Aber auch bei der Verwaltung privater Vermögen haben sich die Dinge verändert. Brachten die ausländischen Kunden vor dem Fall der Mauer u. a. ihr Geld aus Gründen der politischen Sicherheit und Stabilität in die Schweiz, so bildet heute das Bankgeheimnis den wesentlichen Anziehungspunkt. An die Stelle des Sicherheitsdenkens ist nun bei vielen, vor allem bei den jüngeren Kunden der Anspruch getreten, maximale Renditen zu erzielen – ein Paradigmenwechsel, mit dem man sich in der Schweiz noch schwer tut. Heute kämpft die schweizerische Vermögensverwaltung mit dem Ruf, nicht renditeorientiert genug zu arbeiten. Kritischer werden die ausländischen Kunden aber auch bei den Kosten. Diese zu senken wird denn auch von vielen vermögensverwaltenden Banken in der Schweiz als eine der dringlichsten Aufgaben angesehen. Sind die Klagen – vor allem der KMU – berechtigt, dass das Kreditgeschäft für Schweizer Banken uninteressant geworden ist? Zweifellos ist im Zuge einer «Entflechtung» von Politik, Verbänden, Banken und Industrie in den letzten zehn Jahren eine grössere Distanz zwischen Bank und Industrie eingetreten. Erste Anzeichen lassen aber erwarten, dass der «Crédit commercial» von manchen Banken wieder «entdeckt» wird. Die relative Entfremdung zwischen Banken und KMUs macht allerdings auch etwas anderes deutlich: zum einen, dass von einem Filz zwischen beiden nicht mehr die Rede sein kann und zum anderen, dass ganz offensichtlich die beiden Wirtschaftszweige sich auch in einem Konkurrenzkampf um die attraktiveren Arbeitsplätze und damit um den qualifizierten Nachwuchs befinden. ♦

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Präsident: Alexis Lautenberg; *Kommentator:* Michael Wirth; *Einführungsvoten:* Rodolfo Boggi, Konrad Hummler, Andreas Rieger, Eberhard von Koerber; *Advocatus diaboli:* Franz Jaeger.

Christel Berset, Heinrich Christen, André Daguét, Manuel Graf, Max Gsell, Paul Hasenfratz, Hans Jacob Heitz-Stavrou, Christoph Koellreuter, Heini Lippuner, Josef Marbacher, Paolo Muzzarelli, Jörg N. Rappold, Urs Rinderknecht, Pier Luigi Roncaroni, John Rossi, Giangiorgio Spiess, Alfonso Tuor, Christian Zehnder, Zizong Zhou, Jean Zwahlen.

TEILNEHMERLISTE / PARTICIPANTS

SUISSE / SCHWEIZ / SWITZERLAND

Politik und Verwaltung / Politique et administration / Politics and administration

Politik, Parteien / Politique, partis / Politics, parties:

Avv. Flavio Cotti, Locarno, già Consigliere Federale e Presidente del Consiglio Federale, a. capo del Dipartimento degli Esteri

Hilmar Gernet, Generalsekretär, CVP Schweiz

Dr. sc. nat. Barbara Haering, dipl. Ing. ETHZ, Zürich, Nationalrätin, Raumplanerin ETH NDS, Mitglied der sicherheitspolitischen Kommission und der Kommission für Verkehr und Fernmeldewesen, ehem. Präsidentin der Kommission Wissenschaft, Bildung und Kultur, Geschäftsleiterin von Econcept AG

Dr. Philippe Pidoux, Lausanne, Conseiller National

Prof. Dr. iur. René Rhinow, Basel, Ständeratspräsident, Ordinarius für öffentliches Recht, Universität Basel

RA Samuel Schmid, Lyss, Nationalrat, Fraktionspräsident SVP, Fürsprecher und Notar

Elisabeth Simonius, Basel, Vizepräsidentin, Liberale Partei der Schweiz

Regierungs- und Stadträte / Conseillers des Etats et municipaux / Cantonal and Local authorities:

Botschafter / Ambassadeurs / Ambassadors

Dr. iur. Thomas G. Borer, Berlin, Schweizerischer Botschafter in Deutschland, ehem. Chef Task Force

Dr. iur. Dieter Chenaux-Repond, Basel, Botschafter a.D.

Walter B. Gyger, Genf, Botschafter, ständiger Vertreter der Schweiz bei den internationalen Organisationen in Genf

Erwin H. Hofer, Genf, Botschafter, ständiger Vertreter der Schweiz bei der Abrüstungskonferenz in Genf

Alexis Lautenberg, Bruxelles, Ambassadeur, Chef de la mission suisse auprès de l'UE

Alfred Rüegg, Strasbourg, Botschafter, ständiger Vertreter der Schweiz beim Europarat

Dr. Jenö C. A. Staehelin, New York, Botschafter, Permanent Observer Mission of Switzerland to the United Nations

Dr. Marianne von Grünigen, Wien, Botschafterin, ständige Vertreterin der Schweiz bei der OSZE und den internationalen Organisationen in Wien

Jean-Pierre Zehnder, Paris, Ambassadeur, Représentant permanent de la Suisse auprès de l'OCDE

Militär / Militaires / Military:

Dr. Gustav Däniker, Bern, Divisionär a. D.

Dr. Josef Schärli, Bern, Divisionär, Unterstabschef Friedensförderung / Sicherheitskooperation

Martin von Orelli, Bern, Divisionär, Stellvertreter Generalstabschef

Justiz / Justice:

Dr. Mireille Schaffitz, Winterthur, Oberrichterin

Bildung und Erziehung, Media, Verbände / Culture et éducation, média, associations / Culture and education, media, associations

Universitäten – Kultur / Universités – culture / Universities – culture:

Tiziano Balmelli, lic. iur., Porza, Assistente Università di Friburgo; Post-graduate student, College of Europe, Bruges

Prof. Dr. Dr. h.c. François Bergier, Zug, Président Commission indépendante Suisse – 2^e Guerre Mondiale

Prof. Dr. Silvio Borner, Basel, Vorsteher des Wirtschaftswissenschaftlichen Zentrums (WWZ) der Universität Basel

Dr. Jacqueline Burckhardt, Zürich, Präsidentin der eidgenössischen Kunstkommission, Redaktorin der Kunstzeitschrift PARKETT, Vorstandsmitglied Verein Zivilgesellschaft

Dr. iur. Ezio Cattaneo, istituzionalista, Berna, già direttore del Servizio di documentazione dell'Assemblea Federale; segretario della Deputazione Ticinese alle Camere, Presidente della conferenza dei presidenti delle «Dante Alighieri» die Svizzera; membro del comitato direttivo del Forum Helveticum

Prof. Dr. Iso Camartin, Zürich, ehem. Professor, Schriftsteller, Träger des Europäischen Essay-Preises der Fondation Veillon und des Conrad-Ferdinand-Meyer-Preises sowie Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, Vorstandsmitglied Verein Zivilgesellschaft

Bernard Cathomas, lic. phil. I, Zürich, Direktor Stiftung Pro Helvetia

Bice Curiger, lic. phil. I, Zürich, Kuratorin am Kunsthaus Zürich, Chefredaktorin der Kunstzeitschrift PARKETT, Mitglied im Universitätsrat der Universität Zürich

Lena Dreher, Frauenfeld, Maturandin, Kantonsschule Frauenfeld

Hans Eigenmann, Frauenfeld, Prorektor, Kantonsschule Frauenfeld

Corinne Erni, Wittenwil, Maturandin, Kantonsschule Frauenfeld

Manuel Graf, Münchwilen, Maturand, Kantonsschule Frauenfeld

Thomas Hürlimann, Willerzell SZ, Schriftsteller, Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt, und Träger zahlreicher Literaturpreise, u.a. Aspekte-Literaturpreis 1981, Preis der Schweizerischen Schillerstiftung 1990, Berliner Literaturpreis 1992, Innerschweizer Literaturpreis 1992, Literaturpreis 1997 der Konrad-Adenauer-Stiftung, Solothurner Literaturpreis 1998.

Prof. Dr. oec. Franz Jaeger, a. Nationalrat, St. Gallen, Professor für Volkswirtschaftslehre und Extraordinarius für Wirtschaftspolitik sowie geschäftsleitender Direktor der Forschungsstelle für empirische Wirtschaftsforschung (FEW), Hochschule St. Gallen; Hauptdozent für Volkswirtschaftslehre im NDU (Nachdiplomkurs für Unternehmensführung), KMU (Kurse für kleine und mittlere Unternehmen) und Masters of European and International Business Law an der Hochschule St. Gallen

Dr. Fulcieri Kistler, Barbengo TI, Delegato del Presidente per i rapporti con il mondo economico, Università della Svizzera Italiana, Lugano, (Verein Zivilgesellschaft)
 Prof. Dr. Georg Kohler, Zürich, Vorsteher des Philosophischen Seminars, Universität Zürich
 Prof. Dr. Alfred Kölz, Zürich, Ord. Professor für Staatsrecht und Verfassungsgeschichte, Universität Zürich
 Paolo Muzzarelli, stud. oec., St. Gallen, Hochschule St. Gallen
 Dr. Gregory Neugebauer, Zürich, Schulleiter AKAD Schweiz; Herausgeber der Publikation «Föderalismus in Bewegung – Geschichtsbewahrung oder Grossfusion?» (in Vorbereitung)
 Susanne Oberholzer, Felben-Wellhausen, Maturandin, Kantonsschule Frauenfeld
 Prof. Dr. Konrad Osterwalder, Zürich, Rektor, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
 Stefan Rüber, Frauenfeld, Maturand, Kantonsschule Frauenfeld
 Prof. Dr. Heidi Schelbert, Zürich, emeritierte Professorin, IEW Institut für empirische Wirtschaftsforschung, Universität Zürich
 Prof. Dr. Dietrich Schindler, Zollikon, em. Professor, Universität Zürich
 Prof. Dr. Bernd Schips, Zürich, Leiter der Konjunkturforschungsstelle, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
 Dr. Andreas Urs Sommer, Basel, Publizist
 Prof. Dr. Kurt R. Spillmann, Zürich, Leiter der Forschungsstelle für Sicherheit und Konfliktanalyse, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
 Prof. Dr. Albert A. Stahel, Wädenswil (Verein Zivilgesellschaft)
 Anja Tobler, Frauenfeld, Maturandin, Kantonsschule Frauenfeld
 Prof. Dr. Heinrich Ursprung, Würenlos AG, a. Staatssekretär, Stiftungsrat Johann Jacobs Stiftung, ehem. Präsident der Eidgenössischen Technischen Hochschule, ehem. Präsident der Gruppe für Wissenschaft und Forschung

Kirchen / Eglises / Churches:

Mgr. Joseph Candolfi, Bellach, Evêque émérité
 Katharina Hoby-Peter, Zürich, Freiberufliche Pfarrerin, Mutter, Familienfrau

Medien / Média / Media:

Dr. Harold H. Chipman, Zollikon, PR-Berater, Klaus J. Stöhlker AG, Unternehmensberatung für Öffentlichkeitsarbeit
 Giancarlo Dillena, Muzzano TI, Direttore, Corriere del Ticino
 Reinhard Frei, Balgach SG, Reinhard Frei & Partner (Verein Zivilgesellschaft)
 Regula Heusser-Markun, lic. phil. I, Zürich, Redaktorin, Zeitfragen – Neue Zürcher Zeitung
 Dr. Erwin Koller, Zürich, Redaktionsleiter Religion und Kultur, Fernsehen DRS
 Filippo Lombardi, Melide TI, Console on. di Francia, giornalista, direttore Teleticino (Verein Zivilgesellschaft)
 Dr. Thomas Maissen, Zürich, Redaktioneller Mitarbeiter, Neue Zürcher Zeitung
 Antonio Riva, Avvocato, Corsalettes, già Direttore generale della Società Svizzera di Radiotelevisione SSR
 Marlène Schnieper, Zürich, Redaktorin, Tages-Anzeiger
 Prof. Dr. Eduard Stäubli, St. Gallen, Publizist
 Dr. Alfonso Tuor, Muzzano, Capo redazione economica, Corriere del Ticino
 Dr. Michael Wirth, Lausanne, Herausgeber Schweizer Monatshefte, Zürich
 Dr. Flavio Zanetti, Muzzano TI, giornalista

Verbände / Associations:

Dr. Jean-Paul Aeschlimann, Montpellier, Président des Suisses de France
 Christel Berset, Lausanne, Politologue, Coordinatrice Jeunesse
 Dr. Rolf Bloch, Bern, Industrieller, Präsident Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund
 Dr. Jean Bonvin, Paris, Président du Centre de Développement de l'OCDE
 Dr. Jean-Fred Bourquin, Genève, Président exécutif, Centre Européen de la Culture
 Jack Brunnschweiler, Wiesendangen, a. Zentralpräsident Neue Helvetische Gesellschaft
 Gallus Cadonau, Zürich, Geschäftsführer, Schweizerische Greina Stiftung zur Erhaltung der alpinen Fliessgewässer
 Dr. Peter Gross, Zollikon, Präsident des Redressement National; Verwaltungsratspräsident der Solothurner Bank, Verwaltungsratsmitglied der SMH Schweizerische Gesellschaft für Mikroelektronik und Uhrenindustrie AG, der Karl Steiner AG, der Hilty AG und anderer Firmen
 Jean-Claude Hefti, Yverdon-les-Bains, Président de la Nouvelle Société Helvétique
 RA Margit Huber-Berninger, lic. iur., Zürich, Präsidentin, Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz
 Dr. iur. Klaus Hug, Bern, Rechtsanwalt, spezialisiert in Fragen des Arbeitsrechts und des Arbeitsmarktes, ehem. Sekretär des Zentralverbands schweizerischer Arbeitgeber-Organisationen, Zürich; ehem. Direktor des Bundesamts für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA); Präsident der Academia C; Präsident des Verbandes der schweizerischen Waren- und Kaufhäuser; diverse Verwaltungsratsmandate; Präsident des Institutsrates des Instituts für Geistiges Eigentum
 Dr. Yvette Jaggi, Lausanne, Présidente Fondation «pro Helvetia», a. Maire de Lausanne, a. conseillère aux Etats
 Dr. h.c. Michael Kohn, Zürich, Präsident Arbeitskreis Kapital + Wirtschaft, Präsident der Energiekommission der Internationalen Handelskammer (ICC) Paris
 Stéphane Montangero, Lausanne, Coordinateur Younet, plate-forme jeunesse sur le net, président NOMES – VD
 Franz Muheim, Altdorf, a. Ständerat, ehemaliger Präsident Reflexionsgruppe Schweiz – Europa
 Robert Nef, lic. iur., Zürich, Leiter Liberales Institut, Zürich; Herausgeber der Schweizer Monatshefte, Zürich
 Prof. Dr. Anne Petitpierre, Genève, Professeure à la Faculté de droit, Université de Genève, Vice-président du CICR Comité International de la Croix Rouge; Présidente du Conseil du développement durable

Dr. Ellen Ringier, Küsnacht ZH, Stiftungsrats- bzw. Vorstandsmitglied zahlreicher Non-profit-Organisationen
 Dr. Pier-Luigi Roncorini, Adliswil, Presidente, Comitato centrale Pro Ticino; direttore Rentenanstalt / Swiss Life
 Adrian Schmid, Luzern, Geschäftsführer Mieterverein Luzern; Präsident des Grossen Stadtrates von Luzern
 Prof. Dr. Beat Sitter-Liver, Bern, Generalsekretär, Schweiz. Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Professor für Philosophie an der Universität Freiburg
 Myrtha Welti, lic. iur., Bern, Vizepräsidentin Fondation Science et Cité
 Jean Zwahlen, Genève, Président de la Fondation Louis-Jeantet de Médecine, a. Ambassadeur, a. Directeur Général de la Banque Nationale Suisse

Wirtschaft und Arbeit / Economie et travail / Economy and labour

Wirtschaft / Economie / Economy:

Jeanne Barras Zwahlen, Genève, Senior Economist, Relationship Developer, Credit Suisse Private Banking
 Rolando Benedick, Basel, Generaldirektor, Manor AG
 Claudio Berta, Cugnasco TI, Direttore, Consutec SA, Sistemi tecnici per l'edilizia, Rivera (Verein Zivilgesellschaft)
 Christian Boesch, lic. rer. pol., Zürich, Direktor, Zürcher Handelskammer, Chairman Zurich Chapter CEPS
 Rodolfo Boggi, Basel, Generaldirektor UBS
 Heinrich Christen, lic. phil. I, Zürich, Leiter Kompetenzzentrum Maschinenindustrie, ATAG Ernst & Young
 Jacqueline Fendt, Basel, Ökonomin
 Dr. Beat M. Fenner, Zürich, Mitglied der Geschäftsleitung, Crédit Suisse
 Daniel Freytag, Zürich, Unternehmensberater, gemini-sophros consulting (Verein Zivilgesellschaft)
 Dr. Max Gsell, Bern, Präsident RBA-Holding, Valiant Holding
 Gaston Guex, Zumikon, Verwaltungsratspräsident Systor Perot Schweiz AG; Kantonsrat
 Paul Hasenfratz, Zürich, Mitglied der Geschäftsleitung, Zürcher Kantonalbank
 RA Hans-Jacob Heitz-Stavrou, Winterthur (Verein Zivilgesellschaft)
 Hans Huber, Heerbrugg, Ehrenpräsident der STS Holding AG
 Dr. Konrad Hummler, St. Gallen, Geschäftsführender Teilhaber, Wegelin & Co., Privatbankiers
 Herbert Jost, Muen, Manager
 Dr. Christoph Koellreuter, Basel, Geschäftsführender Direktor und Chefökonom, BAK Konjunkturforschung Basel AG
 Philippe Lévy, Bern, Präsident der Aufsichtskommission der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung OSEC
 Heini Lippuner, Oberwil BE, Präsident der Gesellschaft zur Förderung der schweizerischen Wirtschaft, Mitglied der Verwaltungsräte der Novartis und der Credit Suisse Group
 Dr. oec. publ. Josef Marbacher, Zürich, Verwaltungsrat, GFI – Global Financial Institute
 Helmut Maucher, Vevey, Verwaltungsratspräsident, Nestlé AG, Präsident des Europäischen Industriekreises Brüssel, Mitglied des Präsidiums der Internationalen Handelskammer (ICC) Paris, Mitglied des Aufsichtsrats Industrial Investment Council (IIC) Berlin
 Dr. iur. Jörg N. Rappold, Kantonsrat, Zürich, Rechtsanwalt, Unternehmer, Vizepräsident des Vereins Zivilgesellschaft
 Urs B. Rinderknecht, lic. iur., Zürich, Generaldirektor, UBS Schweizerische Bankgesellschaft, Vorstandsmitglied Verein Zivilgesellschaft
 Avv. John Rossi, Lugano, Avvocato e notaio (Verein Zivilgesellschaft)
 Dr. med. Eugen Schmid, Zürich, Executive MBA-HSG (Verein Zivilgesellschaft)
 Dr. Giangiorgio Spiess, Lugano, Avvocato e notaio, Membro del comitato esecutivo dell'UEFA (Verein Zivilgesellschaft)
 Dr. iur. Tito Tettamanti, London und Castagnola, Präsident des Vereins Zivilgesellschaft, Verfasser von Büchern und Aufsätzen
 Dr. Theodor Tschopp, Zollikon, Vorstandsmitglied Verein Zivilgesellschaft, ehem. Verwaltungsratspräsident Alusuisse Lonza Group AG
 Dr. Eberhard von Koerber, Zürich, Chairman & CEO, Eberhard von Koerber AG

Arbeitswelt / Monde du travail / Labour world:

Fritz Blaser, Basel, Präsident, Schweizerischer Arbeitgeberverband
 Sébastien Bourquin, Neuchâtel, Secrétaire régional, Fédération des associations suisses d'employés des industries mécanique et électrique (VSAM)
 André Daguet, Berne, Secrétaire central, Syndicat de l'Industrie, de la construction et des services FTMH
 Dr. Oliver Meuwly, Berne, Vice-directeur de l'USAM
 Andreas Rieger, lic. phil., Zürich, Präsidialsekretär, Gewerkschaft Bau & Industrie
 Dr. oec. Rudolf Walser, Zürich, Mitglied der Geschäftsführung, Schweizerischer Handels- und Industrieverein (Vorort)
 Dr. Pierre Weiss, Genève, Conseiller, Fédération des Syndicats Patronaux
 Christian Zehnder, Zürich, Leiter Wirtschaft, Verein Schweizerischer Maschinen-Industrieller (VSM)

AUSLAND / ETRANGER / FOREIGN

China / Chine / China:

Zizong Zhou, Bern, Ambassadeur de la République populaire de Chine

Deutschland / Allemagne / Germany:

Dr. h.c. Walter Scheel, Bundespräsident a.D., München
 Dr. Hans Arnold, Riedering, Botschafter a.D., Publizist
 Dr. Gert Dahlmanns, Bad Homburg, Vorstand der Stiftung für Marktwirtschaft und Politik, Frankfurter Institut
 Dr. Herbert Gienow, Essen, Vorsitzender des Aufsichtsrats Alstom GmbH

Dr. Gerd Habermann, Bonn, Leiter des Unternehmerinstituts der Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer ASU-UNI, Lehrbeauftragter Dozent an der Universität Bonn, Verfasser verschiedener Bücher und Abhandlungen
 Dr. iur. Klaus Kinkel, Bonn, Bundesausserminister a.D., Bundestagsabgeordneter

Frankreich / France:

Hervé Mariton, Crest, Maire de Crest; Ancien député, Vice-président du Conseil régional de Rhône-Alpes

Italien / Italie / Italy:

Dr. Marcello Foa, Milano, Capo redattore Esteri, Il Giornale

Prof. Guido Vestuti, Como, Avvocato, Professore di storia del pensiero sociologico, Facoltà di scienze politiche dell'Università, Cattolica di Milano

Österreich / Autriche / Austria:

Dr. Peter Jankowitsch, Paris, Botschafter, Aussenminister a.D., Generalsekretär Österreichisch-Französisches Zentrum für Wirtschaftliche Annäherung in Europa

Schweden / Suède / Sweden:

Prof. Gunnar Adler Karlsson, Anacapri – Stockholm, Director of the Capri Institute for International Social Philosophy ApS

UK:

Christopher Hulse, Bern, British Ambassador in Switzerland

Prof. Jonathan Steinberg, Cambridge, Trinity Hall, University of Cambridge

Frank Vibert, London, Director, European Policy Forum

Präsidenten der Arbeitsgruppen / Présidents des groupes de travail / Chairpeople of the workshops:

Dr. Barbara Haering Binder, Zürich; Regula Heusser-Markun, Zürich; Dr. Klaus Kinkel, Bonn; Alexis Lautenberg, Bruxelles; Dr. Marianne von Grünigen, Wien

Redaktoren / Rédacteurs / Editors:

Dr. Daniel Brühlmeier, Baden; Dr. Wolfgang Behschnitt, Zürich; Robert Nef, lic. iur., St. Gallen; Dr. Jürg de Spindler, Zürich; Dr. Michael Wirth, Lausanne, Zürich

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), welche die Schweizer Monatshefte aus finanziellen Gründen nicht regelmässig beziehen können. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 100.– (Ausland Fr. 121.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigelegte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

*Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
 Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05*